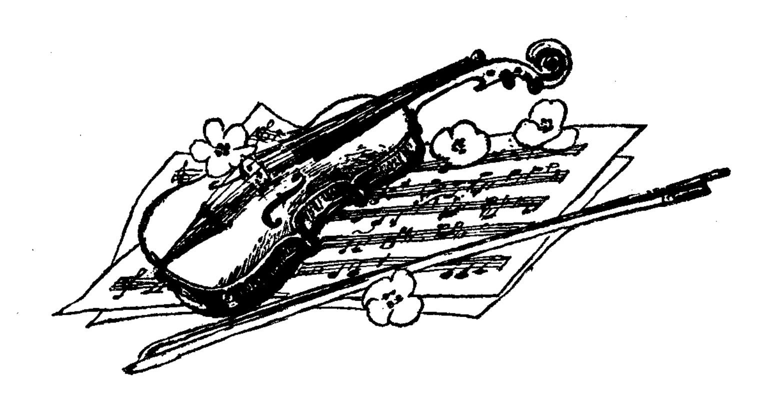
Bernd Holger Bonsels

Frühlingssonate

ROMAN

Bernd Holger Bonsels

Frühlingssonate



Ludendorffs Verlag G. m. b. H., München 19

Bilder im Text von Kurt v. Unruh

Schutzumschlag von Emil Böhm



1939

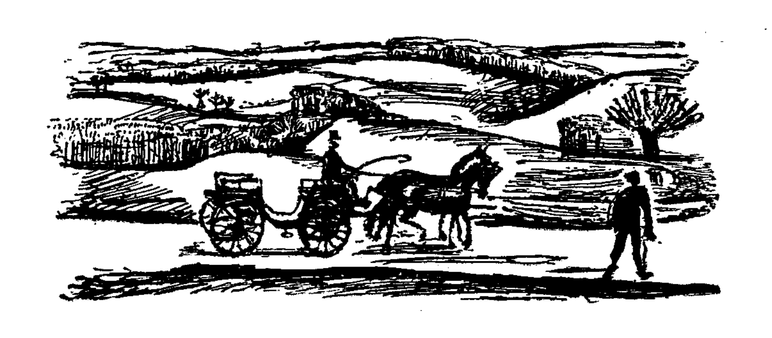
Druck von Ludendorffs Verlag, G. m. b. H., München.

Aus Deines Gartens Tor trittst Du, mein Kind,
Lebendiges Licht, braun Laub, blau Aug der Welt,
Sternhelle Stirn, von Flammen hold umstellt —
Ist das der Tag, der so wie Du beginnt?

Vogellaut ist Dein Lachen, denn es fällt
Aus Lüften nieder, die Dein Odem sind.
Mund, Du bist Brunnen, der so lieb drin rinnt,
Rot wie der Mohn, vom Aehrengold erhellt.

Dein Fuß ist Erde, Deine Hände Strauch
Und Blüten Deine Finger, Licht Dein Kleid.
Wie Sage wehts von Deiner Lippen Hauch,

Ganz ohne Falsch, wie Wind und Sterne singen:
Bleibt Alle fern — im Dunkel blüht mein Leid.
Den hellen Kranz will ich zur Heimat bringen.



I.

Der Unglücksfall hatte sich kurz vor Weihnachten ereignet. Es ist nicht mehr leicht, die Einzelheiten festzustellen, die ihn veranlaßten, weil sich Herr von G.... über das Vorgefallene ausschwieg und der Kutscher, welcher den Schlitten gelenkt hatte, kurz nach dem Ereignis und an seinen Folgen gestorben war. Von Cornelia selbst habe ich nichts Genaues über den Verlauf in Erfahrung bringen wollen, erstens, weil das Mädchen damals erst sechs Jahre alt war und selber nichts als unbestimmte, dafür aber umso schauerlichere Eindrücke in seiner Seele zurückbehalten hatte,

zweitens, weil man auf die Aussagen eines Kindes wenig geben darf, wenn es von Dingen berichten soll, die es in großer Eile und heftigem Schrecken erlebte, endlich und hauptsächlich aber, weil ich vermeiden mußte, ihre Vorstellungkraft mit der Erinnerung an das Geschehene nur um meiner eignen Wißbegierde willen zu belasten. Ich will aus allem, was ich bisher über das Unglück vernommen habe, das Begebnis nach seiner Wahrscheinlichkeit erzählen, weil der Tod der Freifrau von G.... bestimmend für das Schicksal ihres Kindes war.

Das Gut des Freiherrn liegt etwa zwei Meilen vor der Kreisstadt im Hügellande, zwischen Feldern, Wiesen und anmutigen Laubwäldern, umgeben von einem großen Park. Es ist nach Art jener ländlichen Adelssitze eingerichtet, welche neben zahlreichen Wirtschaftgebäuden, Stallungen und Schuppen ein Wohnhaus aufweisen, das mit seiner Front das umgebende Dorf beherrscht, mit Freitreppe und Turm versehen, schloßähnlich und im althergebrachten Sinn des Wortes

herrschaftlich. Es unterscheidet sich von solchen Besitzungen nur dadurch, daß es nicht mehr bewirtschaftet ist und daß es außerhalb des Dorfes liegt, vielleicht eine halbe Wegstunde von der nächsten Siedlung entfernt. Herr von G.... hatte sich der Sprachforschung gewidmet und führte auf diesem Landgute das Leben eines stillen Gelehrten. Ich glaube, daß es wohl niemals seine Absicht gewesen sein kann, sich zu verheiraten, da er sich ganz seinen Forschungen zugewandt, — aber schließlich verhalf ihm gleichsam der Zufall doch noch zu einer Frau. Er entschloß sich, die Gespielin seiner Kindheit, ein etwas untersetztes und bleichsüchtiges Freifräulein von S.... zu ehelichen, nachdem diese Dame in einem Brande ihrer beider Eltern und ihrer gesamten Habe verlustig geworden war. Da Herr von G.... seit je ihr einziger Freund und Berater gewesen, verstand es sich von selbst, daß die Waise nach solchem Schicksalsschlag in seinem benachbarten Hause fürs Erste Wohnung nahm. Aus ihrer frühen Jugendvertrautheit spann sich zu dieser Zeit ein innigeres Einverständ-

nis an, aber wie weit des Freiherrn spätere Handlung gegenüber der Unglücklichen und Heimatlosen durch sein ritterliches Gefühl vor ihrer völligen Hilflosigkeit bestimmt worden war, kann ich nicht mit Sicherheit sagen. An einer tieferen Leidenschaft beider Gatten füreinander habe ich sofort gezweifelt, als ich des Freiherren Haus betrat, — habe es getan, obwohl ich erst nach dem Tode von Corneliens Mutter Herrn von G.... und sein Kind kennen lernte und mir die Freifrau nur durch ein Gemälde bekannt geworden war. Der Gutsherr schien mir allzu bedächtig und weltabgewandt, als daß ich ihn eines leidenschaftlichen Gefühles hätte für fähig halten können, — was mich aber in meiner Ansicht festigte, war die Art, wie er sich seinem Kinde verschloß. Ich habe allzuoft seine augenscheinliche Liebesarmut vor Cornelia miterlebt, um der Vermutung, sein Gefühl sei, weil verschwiegen, nur umso inniger gewesen, heute noch stattgeben zu können. Nein, Herr von G.... hat bis zur Stunde, da ich sein Haus verließ, immer den Eindruck eines müden und altern-

den Mannes auf mich gemacht, obwohl er zur Zeit meiner Anstellung bei ihm die Vierzig kaum erreicht haben konnte.

Der Freiherr hatte den Schlitten befohlen, um mit seiner Familie zur Kreisstadt zu fahren. Dort wollte man die nötigen Einkäufe für das bevorstehende Fest machen. In der Nacht vorauf hatte es geregnet, ohne daß der Schnee geschmolzen gewesen wäre, da mit dem kommenden Morgen erneut Frost eingefallen war. Die Wege waren mit Glatteis bedeckt, und der Kutscher hatte große Mühe, das Gefährt im Gleichgewicht zu erhalten. An einer Dorfeinfahrt scheuten beide Pferde, — wahrscheinlich vor einer Sonnenspiegelung, die aus einem Fenster auf die Straße fiel, — es ließe sich sonst nur schwer erklären, warum beide Tiere plötzlich in einen wilden Galopp ausgriffen, da die Dorfstraße ganz menschenleer war und sich weit und breit nichts gezeigt hatte, das die Unruhe der Pferde hätte veranlassen können. Der Schlitten geriet in heftiges Schleudern und alle Bemühungen des Gutsherren, welcher sofort dem Kutscher in die

Zügel griff, das Gespann zum Stehen zu bringen, waren erfolglos. Am Ende des Dorfes sinkt rechts der Straße ein steiler Abhang in das Tal, — die Straße selbst biegt in scharfer Kurve nach links. Ich bin später an dieser Stelle vorübergekommen und kann das Vernommene nur allzugut mit der Beschaffenheit der Unglücksstelle in Verbindung bringen. Der Schlitten wird vielleicht schon in der steilen Kurve gekentert sein, gewiß ist, daß er an einem Kilometersteine zerschellte. Das Gefährt war dann mitsamt den Rossen in den Abgrund gestürzt. Frau von G.... muß sofort tot gewesen sein, da sie unter den Schlitten geriet und die Untersuchung später ergab, daß ihr Genick gebrochen war. Der Kutscher starb an den Folgen mehrerer Hufschläge der stürzenden und um sich schlagenden Tiere, als das Gespann, mehrfach umwerfend, in die Tiefe rollte. Der Freiherr kam mit geringen Abschürfungen davon, — dem Kinde war nichts geschehen. Als der Schlitten zerschellte, flog es einige Meter weit in den Schnee und mußte das eigentliche Unglück des Absturzes in nächster Nähe erleben.

Ich erwähne diesen Sachverhalt nur, weil er für Corneliens Entwicklung entscheidend war. Wenn ich im Folgenden mein „Tagebuch" reden lasse, wird es ohnedies angebracht sein, alle Nebenumstände und Lebensverhältnisse genauer zu beschreiben, da sie aus meiner damaligen Niederschrift nicht ohne weiteres erkennbar sind. Auch habe ich das Tagebuch für mich selber angelegt, ohne jede Absicht, es einmal der Öffentlichkeit zu übergeben, und habe natürlich nur das mir Wesentliche über Cornelia darin aufgeschrieben, ohne den äußeren Umständen Rechnung zu tragen. Hinzu kommt der Umstand, daß es sich in diesem Tagebuch nur um das Erleben meiner Schülerin handelt, wie es sich mir geboten, — also keinesfalls um eine Schrift, aus welcher ihr Schicksal oder gar meine Einwirkung deutlich werden könnten. So werden, neben der früheren Aufzeichnung, meine Gedanken und Betrachtungen vermerkt sein, wie sie sich mir heute aufdrängen, wo ich alle heimlichen Verknüpfungen, jeden erst nur flüchtigen und gesonderten Eindruck zu überschauen vermag,

und sich mir das Bild ihres kurzen Daseins zum Erlebnis gerundet. Wenn ich im Folgenden versuche, Niemanden anzuklagen, — obwohl ich im Hinblicke auf Herrn von G... nur schwerlich die Schuldfrage des frühen Leides meiner Schülerin werde vermeiden können, — so bin ich mir bewußt, daß es jenseits von Schuld und Untat Lässigkeiten und Unbesonnenheiten gibt, die so augenscheinlich an die Willkür des Verbrechens grenzen, daß es schwer ist, ganz ohne Vorwurf die Einwirkungen derart planlos handelnder Leute zu bezeichnen. Der lebhafte Zorn, welchen ich damals auf Herrn von G.... empfand, ist längst der Überzeugung gewichen, daß ich in meinen Forderungen für das Wohl des mir schutzbefohlenen Kindes im jugendlichen Übereifer der Anteilnahme zu weit gegangen war, — aber ich will die Erinnerung an diesen Zorn wach halten, auch wenn ich heute weiß, daß er nur durch meine eigene Unzulänglichkeit gerechtfertigt werden kann. Dieser Zorn war es, der mich die Torheit, Stumpfheit und Liebesarmut einer Welt empfinden gemacht, die ihr

kostbarstes Gut, die Seelen ihrer Kinder, gedankenlos in Verzweiflung und Finsternis zu stoßen fähig ist. —

Ich will kurz berichten, wie ich in des Freiherrn Haus gekommen bin. Mein Vater war vor einigen Jahren Bibliothekar und Konservator des philologischen Forschunginstitutes zu R..... gewesen, einer Anstalt, von welcher Herr von G.... wissenschaftlich beauftragt war. Der häufige Besuch des Freiherrn in dieser Anstalt und die Art seiner Arbeit brachten es mit sich, daß mein Vater in unmittelbare Beziehung zu ihm trat, auch zeitigten seine Obliegenheiten die Notwendigkeit, öfter mit Herrn von G.... auf dessen Gut zu reisen. Ich war damals zwanzig Jahre alt und wandte mich auf Wunsch meiner Eltern dem Studium der Rechtswissenschaft zu, der ich keine tiefere Neigung abgewann. Aber erst im Laufe des zweiten Semesters wurde meine Abneigung unüberwindlich, sodaß ich mich, nach eigenen inneren Kämpfen und glücklicher Überwindung äußerer Schwierigkeiten, die mir durch Widerstand meines Vaters bereitet wur-

den, der Pädagogik zuwandte. Während meiner Studienzeit hatte sich eine Art Freundschaft zwischen Herrn von G.... und meinem Vater angesponnen, eine jener blutlosen und sachlichen Verstandesneigungen, wie sie häufig unter wissenschaftlich gleichgesonnenen Männern entsteht, deren einzige Leidenschaft das von ihnen bearbeitete Sachgebiet ist. Es wären wohl schwerlich grundverschiedenere Männer aufzufinden gewesen, als es der Freiherr und mein Vater waren. So verblieb ihr Verkehr in den öden Gleisen des Ehrgebrauchs, um sich nur spärlich am trüben Feuer ihrer wissenschaftlichen Besessenheit zeitweilig zu entzünden, ohne daß die Flamme ihrer Begeisterung rauchlos gewesen wäre. Ich schreibe diese Eindrücke sicher allzu unbefangen nieder, ohne mir mein bewußtes Vorurteil gegen jede Art „nüchterner Besessenheit" zu vergeben, oder gar, in solchem Eingeständnis bewußter Ablehnung meinen Widerwillen gegen alle „Leute von Fach" entschuldigen zu wollen. Immerhin habe ich an erster Stelle ihrer Freundschaft zu danken, daß ich in Corneliens Leben trat.

Wenn ich von Dank spreche, so ist mir auch heute noch, als habe Cornelia, die kleine, sanfte Märtyrerin jenes schweren Sommers mir für immer einen unverlierbaren Schatz an Einsicht beschert, — als sei mein Blick, da er zum ersten Male dem ihren begegnete, für immer mit dem Lichte herzlicher Freiheit beschenkt worden. Neben all der Finsternis und Wirrnis, welche die Blindheit ihrer „Erzieher" in ihrem Herzen gestiftet, fand ich in Corneliens Wesen ein Reich von großer und strahlender Helligkeit, und einzig mein Anteil an dieses Mädchens Wert kann mich selber jener Anklage der Schuld und des Unverstandes entheben, die ich ihren Erziehern machen muß, um mich nicht aller Schuld an ihrem Verderben alleine anzuklagen. Heute bin ich mir wohl bewußt, wie groß mein Anteil an ihrem Verhängnisse war. Ich hätte sofort handeln sollen, als ich die Gefahren erkannte, welche sie umgaben, — hätte darauf bestehen müssen, daß Frau Engelhart, die Ursacherin ihrer Not, aus ihrer Nähe entfernt werde, und wenn ich mich entschuldigen kann, so nur mit dem Hinweise,

daß mir die Verhältnisse schwierig waren, daß ich selbst noch zu jung war, um mit meinen Anordnungen beim Freiherren durchzudringen. Wird auch mancher, der diese Schrift liest, mich verurteilen, — Corneliens Liebe spricht mich vor mir selber frei. In diesem Glauben darf ich alles zum Ganzen fügen und das tödliche Geheimnis ihrer unberatenen Menschenseele an das Licht des Tages rufen. Gewiß habe ich nicht von Anbeginn erkannt, wie tief die Schatten des Todes bereits ihr Herz verdunkelten, — habe nicht rechtzeitig genug eingesehen, daß ihr nur eine schnelle Veränderung ihrer ganzen Lage hätte Heilung bringen können, — aber als sich zu guter Stunde ihr Herz, rettungsuchend, mir erschloß, wußte ich: es war zu spät, — zu spät, als daß Einsicht oder Vernunft ihr Verhängnis noch hätten wenden können. —

Aber ich will mit der Aufzeichnung des Tagebuches beginnen. —



II.

„Ein schöner Reisetag!

Überall Frühling, — auf den Sträuchern, am Wegesrande. Die Landschaft gefällt mir hier sehr. Das sanfte Auf und Ab leichtbegrünter Hügelwellen, vom Märzatem gelinde

behaucht, — das laute Lied der Amsel von Schilf und Weiden herüber, die zarten Blattknospen des Laubwaldes künden bereits den kommenden Sommer. Vom Bahnhofe der Kreisstadt soll mich der Wagen des Freiherrn zum Gutshofe bringen. Es trifft sich, wie man mir's versicherte. Aber ich kann's nicht unterlassen, stellenweise neben dem Wagen einherzugehen, — mir ist, als bedürfe die märzfrische Erde meines Fußes wie ein Maler der Augen seiner Bewunderer. Dieser Gedanke beschäftigt mich und ich stelle fest, wie uns das Studium, — die Großstadt mit ihren Darbietungen und Zerstreuungen, — der alten Heimat, der Erde, entfremden. Sie wirbt zwar noch in jedem Blumenscherben vor den verhangenen Fenstern unserer Arbeitzeit um unser Herz, aber wenn wir endlich am guten Tage wieder bei ihr sind, schmerzt und befremdet uns das liebe Geschenk ihrer Freiheit nur. Darüber fällt mir aufs Gewissen, daß niemand meiner weniger bedürfe, als diese Welt, — daß mein leidender und kühler Hochmut Ursache dieser Vorstellung sei, die Erde erwarte mei-

nen zaghaften und ungewissen Schritt! Wir selber sind es, die sie längst verlassen haben, und staunend besinnen wir uns in unsrer Entfremdung des alten, unbedachten Rechts, das längst zur Pflicht geworden ist.

Von den wenigen Dörfern, welche die Straße durchzieht, ist mir jetzt am Abend keines mehr recht in Erinnerung, und wenn ich mich besinne, waren sie alle gleich. Nur die Auffahrt zum Herrenhause, jener Augenblick, da unser Wagen durch das Gitter der Torfahrt bog, steht lebhaft vor meiner Seele. Hier sollst du nun für lange bleiben, dachte ich, — hier wirst du dein mühselig erworbenes Wissen lebendig verwerten und wirst erweisen, ob du recht getan, deiner Neigung nachzuhängen.

Mein Zimmer ist freundlich. Es schaut über die Wipfel eines großen und ernsten Parkes hinaus. Ich habe Gelegenheit, das Abendrot zu betrachten. Mein Fenster liegt gegen Osten und obgleich ich den Untergang der Sonne nicht erschauen kann, zeigt sich dennoch die Wirkung dieses Vorganges am Himmel an, wie ich es in solcher Schönheit selten erlebte.

Vom Zenit bis herab zum Horizonte ist der Tagesraum ein gleichmäßig von weitausgreifenden Flammen erleuchtetes Feuermeer.

Der Bediente, der meine Koffer und meine Geige entgegennahm, führte mich herauf mit der Bemerkung, ich möchte mir's bis zur Abendtafel bequem machen und man speise um acht Uhr. Dieser Diener scheint ein gutherziger Bursche zu sein. Seine Teilnahme an meinem Wohlbefinden ist weder Dressur, noch Gewöhnung. Obwohl er von Natur eher zurückhaltend zu sein scheint, gibt er sich doch sichtlich Mühe, diesen Umstand mit einem artigen Lächeln über sich selber auszugleichen. Er macht sich Mühe, mühelos zu erscheinen. Er heißt Basil, — sagt mir selber seinen Namen.

Ich kann den ersten Eindruck dieses Hauses nicht besser kennzeichnen, als mit der Feststellung, daß über dem finsteren Treppenhause, über den schattigen Gängen und Gewölben, ja, selbst über meiner freundlichen Mansarde, die ich bewohnen soll, eine tiefe Schwermut ausgebreitet liegt. Mag sein, daß die Abend-

dämmerung diesen Eindruck erhöht. Aber man ruft mich zu Tische. —

Ich habe gut geschlafen. Sehr früh schon weckte mich der unbeschreibliche Lärm der Sperlinge auf dem Vordache meines Fenstergiebels, und das Licht der Sonne stand rechteckig in einem grellen Blutscheine vor meinen schlaftrunkenen Augen an der Tapete. Nur langsam besann ich mich meines neuen Aufenthaltes und der Erlebnisse des vergangenen Abends. In dieser fremden und roten Morgenwelt standen meine Koffer als einzige Vertraute umher, und ihr zerzauster Inhalt gemahnte mich endlich an Reise, Ankunft und Aufenthalt. Ich trat an's Fenster und sah zu meiner lebhaften Freude über den Park hinaus in's weite Hügelland. Die heraufsteigende Sonne vergoldete die noch unbelaubten Äste der hohen Baumkronen, und über der Landschaft flog ein federleichter Wolkenhauch im rötlichen Morgenstrahl. Es hielt mich nicht länger im Bette, das ich, der Frühe halber, noch einmal aufgesucht, und ich machte mir mit der Einrichtung meines Zimmers zu schaf-

sen. Es ist Frühling, — dachte ich, — was kann Dich beschweren, Herz? — Ehe man mich zum Frühstück ruft, will ich die Begebenheiten des gestrigen Abends aufzeichnen. Später verwischen sich solche ersten Eindrücke bekanntlich in unsrer Erinnerung.

Der Freiherr empfing mich erst bei Tische, wohin Basil mich geführt. Er ist ein kleiner, schmalschultriger Herr, Mitte der Dreißig, wie ich vermute, obgleich sein Alter schwer zu bestimmen ist. Sein Haar ist merklich gelichtet, aschblond, seine Schläfen sind schmal und hochgebaut, die Stirne gut und breit, aber ohne Licht, — seine Wangen blaß und etwas eingesunken. Er hat eine kühle und wenig gewinnende Art des Ehrgebrauchs an sich, hinter welcher sich schwer vermuten läßt, ob Herzlichkeit oder ein überaus empfindsames Gefühl der Form sich verbergen. Seine Bewegungen zeugen von Nervosität und einer gewissen Lebhaftigkeit des Anspruchs, wie sie oft Menschen verraten, welche des Umganges mit der Gesellschaft entwöhnt sind. Ich habe das bestimmte Gefühl, daß ihn mein Erschei-

nen anfänglich in Verlegenheit brachte. Angenehm war mir, daß der Diener brennende Wachsleuchter auf die Tafel stellte und das Deckenlicht ausschaltete. Ich erkundigte mich nach dem Kinde.

„Cornelia nimmt ihr Abendbrot in der Stube mit ihrer Wärterin", erwiderte Herr von G.... „Mir liegt nicht daran, daß sie bei unserem ersten Bekanntwerden zugegen ist." Ich gab vor, seine unausgesprochenen Gründe hierfür anzuerkennen, obgleich ich ungeduldig war, das Mädchen, dessen Lehrer zu sein ich bestimmt worden war, in Augenschein zu nehmen. Der Freiherr sprach nun über die Notwendigkeit, die ihn veranlaßt habe, eine männliche Lehrkraft in's Haus zu nehmen, und gab mir die Gründe an, warum er beschlossen habe, Cornelia alleine erziehen zu lassen. Er betonte die etwas wirre und zügellose Phantasie seines Kindes und seinen unüberwindlichen Hang zur Einsamkeit und Träumerei. Er sprach von Corneliens auffallendem Mangel, sich zu beherrschen und zu sammeln, und daß er hinsichtlich ihrer Entwicklung von ernsten Sorgen bedrückt sei.

„Sie werden Strenge, große Strenge walten lassen müssen, Herr Ter Moolen, — ich versichere Sie. Wollen Sie mir glauben, daß das Kind zeitweilig völlig geistesabwesend ist? Wenden Sie sich weniger an sein Gefühl, — vielmehr an seine Vernunft.“ Ich erkundigte mich nach der Art seiner bisherigen Beschäftigung und erfuhr, daß das Kind einen auffallenden Mangel an Spielfreudigkeit zeige und daß es weder für Puppen noch Bilderbücher zu gewinnen sei.

„Seine Betreuung und Wartung“ — fuhr der Freiherr fort, — „lag seit dem Tode meiner Frau in Händen einer alten Magd, einer gewissen Frau Rosalie Engelhart, die wir hier kurz Frau Rosalie nennen. Diese gute, alte Seele war bereits Wärterin meiner eigenen Kindheit. Sie werden Gelegenheit finden, diese Frau, die recht eigentlich des Kindes Mutter geworden ist, kennen zu lernen. Ihrer Anhänglichkeit und Treue habe ich zu danken, daß mein Kind seit der trüben Zeit des Verlustes seiner Mutter niemals ganz verlassen war.“ Und nach einer Weile der Besinnung setzte

er hinzu: „Ich arbeite, — ich arbeite sehr viel, Herr Ter Moolen. Sie werden begreifen, daß ein Vater allein nicht der rechte Umgang für ein kleines Mädchen ist.“

Ich ließ mich zu einem unbedachten „Warum?“ hinreißen, bereute aber diese Frage sofort, da der Gutsherr schwieg.

Nach dem Abendbrote befahl er dem Diener, offenen Wein zu bringen und bat mich auf eine halbe Stunde in sein Arbeitzimmer, welches im ersten Stockwerke und, soviel ich an den Bäumen vor seinen Fenstern erraten konnte, unter meiner Mansarde liegt. Der Diener trug Gläser und Karaffe hinter uns drein die Stiege hinan. War mir die finstere Pracht des Speisesaales bereits schwer auf Herz und Gemüt gesunken, so staunte ich jetzt umsomehr über die fast mönchische Schwermut des Studierzimmers. Die Möbel sind in diesem Raume aus schwarzem Edelholz, schwere Wandteppiche erhöhen den Eindruck einer immer gegenwärtigen Feierlichkeit. Ich verschloß mich der Würde des Raumes keineswegs, — nur dachte ich sonderbarerweise



zuerst an das Kind des Gutsherrn, als die schweigsame und bedrohliche Finsternis des Zimmers auf mich zu wirken begann.

Wir saßen in ledernen Stühlen nieder, — Herr von G.... brachte ein Taburett zwischen uns, das im türkischen Stile getrieben ist, und entzündete selbst das Rauchlicht. Er bediente sich aus der Zigarrenschatulle einer schweren Importe, wie mir schien. Ich dankte auf sein Angebot. Der Diener erhielt Weisung, das Kind heraufzubringen.

Ich mußte mich sammeln, der Enttäuschung Herr zu werden, die mir Corneliens Anblick bereitete. Ist dieses schmale, steife und linkische Treibhausgewächs überhaupt ein Kind? Wir mochten etwa eine Viertelstunde in belanglosem Gespräche bei unsern Gläsern gesessen haben, — der Freiherr hatte sich nach dem Befinden meines Vaters erkundigt und ich hatte ihm Auskunft erteilt, — als der Diener Cornelia brachte. Basil blieb auf einen Wink des Gutsherrn in der Türe stehen und ließ die Kleine auf dem Teppich vor uns treten. Das Mädchen ist hochgewachsen für sein Alter, seine Augen sind etwas zu groß und mandelförmig, auch stehen sie schräg. Die Nase ist schmal und neigt sich leicht über den Mund herab. Die Stirne verbirgt sich in dichtem, hellbraunem Gelocke. Der Mund ist klein, die Wangen sind blaß, — das Gesicht im Ganzen ebenmäßig und von eigenartigem Reiz für den flüchtigen Betrachter. Es war nicht ihr Anblick, was mich so sehr enttäuschte, — es war die Unbeweglichkeit, die geradezu beleidigende Abwesenheit ihrer teilnahmlosen

Person. Wie sie nun da stand, die Kleine! Als sei sie von aller Welt vergessen worden, und dieser Umstand schien weder Schmerz noch Anteil ihres Gemütes zu wecken. Der Freiherr gebot ihr, mich zu begrüßen. Mechanisch wie eine Gliederpuppe gab mir das Kind seine schmale, kühle Hand, ohne mehr mit ihr zu bieten, als den gleichgültigen Vollzug des Gehorsams, der hier gefordert worden war. Zwar blieben seine Blicke während der Erklärung, welche der Freiherr über meine Person und Stellung gab, auf mich gerichtet, — aber ich habe noch nie ein Kinderauge von solcher Leerheit und Abgewandtheit gesehen. Du wirst nicht lachen, jubeln und tollen, zog es mir durch den Sinn.

„Das ist Johannes Ter Moolen", — sprach der Freiherr. „Er wird dein Lehrer sein, Corry. Gib dem Herrn die Hand. Du wirst morgen beginnen, ein kluges Kind zu werden. Herr Ter Moolen wird dich unterrichten. Geh' jetzt zubette, mein Kind. —"

Hierauf erfolgte ein freundliches Nicken des Vaters, aber die Freundlichkeit seiner Ge-

bärde war gleichsam zurückhaltend, als sei er sich lebhaft der Verschwendung seines Wohlwollens bewußt, — und der Diener nahm Corneliens Hand, um sich schweigend mit ihr zu entfernen.

*

Der erste Vormittag liegt hinter mir. Ich muß die Eindrücke, die ich heute gesammelt habe, bald zu Papier bringen, weil ich befürchte, sie möchten mir morgen einerlei sein, zu belanglos, als daß sich ihre Aufzeichnung verlohnte.

Cornelia ist stumm. Ich irre mich wahrscheinlich in dieser Annahme, — auch versichert mich Basil des Gegenteils. Aber erst will ich Frau Rosalie Engelhart beschreiben. Es verlohnt sich wirklich mehr.

Am Frühstück, zu dem ich abermals gerufen werde, nimmt der Freiherr nicht teil. Am Tische sitzt eine Greisin von durchaus wunderlichem Ansehen und meine kleine Gliederpuppe. Basil bedient uns. Ich mache mich der Dame bekannt, — aber es ist wahr, — es

handelt sich in Frau Engelhart keineswegs um eine solche. Nur die tödliche Steifheit meiner Umgebung verleitet mich, in diesem sonderbaren Wesen eine Dame zu vermuten. Sie erhebt sich halbwegs vom Sitze und reicht mir ihre welke Hand derart, daß es mich beschämen muß, — als sei sie sich nämlich über der offenbar unverdienten Würdigung meiner Gegenwart erst ihres Alters bewußt geworden. Da niemand spricht, nehme ich schweigend Platz und bediene mich selbst. Frau Engelhart trägt eine Art Pelerine, — ich finde keinen treffenderen Ausdruck für die Sinnlosigkeit ihres Kleides. Diese Frau erweckt lebhaft den Eindruck eines struppigen Huhnes, das ein Sandbad genommen und dessen „Gefieder“ in Unordnung geraten ist. Aus unzähligen Rüschen und gehäkelten Shawls, Borden und Besätzen äugt sie besorgt und drohend auf mich hin und — schweigt. Wäre der Eindruck ihres Wesens nicht bereits durch ihre Aufmachung vorausbestimmt, man könnte auf dem Grunde ihres Schweigens Zorn, ja Verachtung vermuten. Aus der höhnischen und lauernden

Schweigsamkeit dieses lebendigen Leichnams weht etwas wie Geruch welker Blumenkränze und stockiger Trauerkleidung herüber, — mich überkommt bei ihrem Anblick jene Empfindung, welche die Aufbahrung eines Toten mit sich bringt, — wie soll ich den Eindruck ihres Wesens deutlich beschreiben? Jedenfalls bin ich noch nie in meinem Leben so „übergangen" worden, wie von ihrer Schweigsamkeit. Während ich meinen Gedanken nachhing, ob hier Sorge oder Eifersucht ein schutzloses Gemüt erregen mochten, — entschloß ich mich, eine unverfängliche Frage an Cornelia zu richten, die mir am Tische gegenüber saß und mit der Gleichgültigkeit einer schwermütigen Erwachsenen ihr Frühbrot einnahm.

„Du wirst mir erst Deinen Garten zeigen, Cornelia? — ehe wir arbeiten?"

Ein kleiner Schrecken flog über die sonst unbewegten Augen des Kindes, — dann staunten sie, besannen sich aber sofort. Es mochte dem Kinde erst nachträglich eingefallen sein, daß alles, was schlimmstenfalls in seinem Dasein gefordert werden könne, Gehorsam sei

— und so nickte es denn. Das Frühstück ging lautlos zu Ende wie ein Totenmahl.

Ich erhob mich kurz entschlossen, nachdem ich auf die wenigen Fragen, die ich an Frau Engelhart gerichtet, nur mit mißmutigen Gebärden beschieden worden war, um diese qualvolle Frühstücksstunde abzubrechen. Allerdings begleitete mich das Kind auf meinem Rundgange durch den Park, offenbar aber nur, weil es durch meine Aufforderung hierzu gedrungen worden war. Mir blieb nichts anderes übrig, als mir auf die wenigen Fragen und Bemerkungen, die ich äußerte, selbst Bescheid zu geben.

Der Park ist herrlich. Ich habe selten eine Anlage gesehen, welche Natur und Menschenwerk inniger zu einem Gebilde der Landschaft verschmolzen hätte. Der Baumbestand ist Jahrhunderte alt, das Gesträuche, die Hecken und Rabatten sind völlig in Verwilderung übergegangen. Da aber die Wege sauber vom Rasen getrennt und jedes Unkraut entfernt worden ist, nehme ich an, daß dieser Zustand des Gartens keineswegs der Verwahrlosung ent-

springt. Man scheint, — wie ich aus dem bisher Erfahrenen schließen zu dürfen glaube, — jener in's Große gerichteten Planlosigkeit und Schwermut zu bedürfen, jener geheimnisvollen Trauer des in Wildnis zurücksinkenden ehemaligen Werkes von Menschenhand, wie sie die Gärten vieler Schlösser und vergessene Parkanlagen aufweisen. Solche Planlosigkeit und Schwermut entsteht auch nur da, wo die einst sinnvolle Anlage sich wieder dem tieferen Sinne der Natur zuwendet, ohne das bestimmende Zeichen menschlicher Ordnung ganz einzubüßen. In der Nähe eines halbverfallenen Gartenhauses, in welchem verrostete Geräte aufbewahrt werden, liegt ein kleiner Weiher in Schilf und Ried. Zwischen dem Laub des Herbstes regen sich allenthalben Anemonen und Schlüsselblumen hervor. Dieses Baumreich muß im Sommer von großer Schönheit sein. Eine uralte, von Efeu übersponnene Mauer umschließt die ernste Frühlingseinsamkeit dieser schweigsamen Welt.

Ich weiß nicht, ob mein Gefühl mich betrog, — aber als ich an der Seite des stummen

Kindes durch den Park schritt, war mir, als täte ich mit Blick und Wort Unrecht an aller Erscheinung, die sich mir bot, — Unrecht vor allem aber an der starren und verschlossenen Einsamkeit meiner stillen Gefährtin. —

Nachmittags vernahm ich zum ersten Male des Kindes Stimme. Herr von G.... hält einen Schäferhund. Mit ihm scheint Cornelia sich zu verstehen. Sie rief ihn nur, — aber ich hörte ihr etwas rauhes, verschleiertes Wort: „Wolf! — Wolf!“ — auf dem Kieswege unter meinem Fenster.

Wir haben, diesmal wieder in Gegenwart des Gutsherren, zu Mittag gegessen, nachdem ich mich vergeblich etwa zwei Stunden lang im gleichen Raume bemüht hatte, die Beachtung meiner Schülerin für die ersten Buchstaben des Alphabetes zu gewinnen. Hierbei geschah etwas Unerwartetes, das mich zu meiner Beschämung lebhaft überraschte und manche Erkenntnis meines Studiums zu widerlegen im Stande gewesen wäre, würde ich von Corneliens eigentümlicher Besonderheit abgesehen haben. Das Kind hatte sich plötzlich und

inmitten meiner Erklärung vom Tische erhoben und war, nachdem mich sein verschlossener Blick durchaus in bewußter Geringschätzung gestreift, wortlos aus dem Saale gegangen. — Auch jetzt noch, da ich dies schreibe, unterliegt mir keinem Zweifel: diese Handlung ist als ein Zeichen willentlicher Ablehnung zu werten, darinnen die Kleine jedes Gebot der Furcht und des Gehorsams bewußt übersprang. — Ich saß einigermaßen gescholten am Tische. Es wird aber klug sein, wenn ich mich keinesfalls von diesem kindlichen Sonderling werde bestimmen lassen, auch nur eine Haaresbreite meiner Haltung ihm gegenüber aufzugeben. Ich sehe, daß ich wirklich entschlossen bin, meine Handlungweise nicht eher von Cornelia bestimmen zu lassen, bis ich nicht einigermaßen klar die geheimeren Regungen ihres Willens durchschauen kann. Ob mir das je gelingen wird, scheint sehr die Frage. Was mich am meisten in dieser allgemeinen und wie verabredeten Schweigsamkeit bedrückt, ist die sonderbare Vermutung, dieses Mädchen durchschaue mit der ganzen Schärfe reifen Verstandes die Torheit und Vergeblichkeit meiner

Lehrversuche, — wenn sie so neben mir sitzt, die kleine Stumme, als kennte sie alles genau, was ich mich ihr zu erklären mühe! Mir ist, als lauere hinter ihrem Schweigen ein wissender und tödlicher Spott. Soll ich nach diesen ersten Erfahrungen einsehen lernen, wie schwer es ist, Lehrer zu sein? Aber ich darf, ich will mich von solchen Gedanken nicht beirren lassen!

*

Willkommen in dieser bedrückenden Schwermut ist mir meine Geige. Ich habe den Abend über Beethovens Opus Vierundzwanzig geübt, nicht, ohne vorher den Gastherren um Erlaubnis gefragt zu haben. Es freut mich doch, daß der Freiherr mir die Erlaubnis gab, jederzeit, wenn ich Lust dazu verspüren sollte, zu musizieren, — ja, mir schien, als begleite seine Zustimmung eine gewisse freudige Überraschung, daß ich Geige spiele, — dieser fast unmerkliche Eifer, womit er seiner Erlaubnis Nachdruck verlieh, macht mich froh. Ich sehe voraus: die Musik wird meine Rettung sein in diesem Ozean rätselhafter und aussichtloser Langeweile.



Die Amsel vor dem Fenster sang mir in das Frühlingslied des Meisters. Ich verstehe jetzt, wie die Leute auf eine solche Namengebung kommen: „Frühlingssonate“. Beethoven selber hätte sie wahrscheinlich nie so ge-

nannt. Im inneren Gleichklang des Amselliedes mit den Passagen der Sonate erschloß sich mir die freundliche Gewißheit des jungen Jahres, wie sie sich im Rondo, von Quellengemurmel und wiegendem Falterflug durchzogen, bezeugt. Ein Nachtfalter schwirrt um meine Lampe. Ich werde zubette gehen. —

*

Der zweite Tag ist überstanden! Einen Triumph hat er mir gebracht: — o, ich bin närrisch genug, für eine flüchtig hingeworfene Frage dieser verstockten und eigensinnigen Puppe Worte zu gebrauchen, als hätte ich eine Schlacht gewonnen! — Aber ich will nicht undankbar sein. Offenbar habe ich meine Aufgabe gewaltig unterschätzt! Offenbar habe ich die Seele dieses Kindes doch allzu gering veranschlagt. Wie wäre es anders möglich, daß ein einziges und armseliges Wort aus seinem Munde mich so lebhaft erfreut?

Ich muß mir eingestehen, daß ich in Rätseln und Dunkelheiten tappe. Umso besser, wird es dann einmal hell. Wer mit Gleichmut an

solche Aufgaben herantreten könnte! Lieber will ich hoffnunglos sein, als meinem geringsten Vorteile vertrauen! Schlimmstenfalls werden mir meine Zweifel bestätigt. Ich will hier so viel wie möglich finster sehen. Oder wird mir dieser Entschluß bereits von guten Ahnungen bestimmt?

So ganz stumm scheint meine Marionette doch nicht zu sein. Auf der Treppe, wie ich mich wende, in mein Zimmer hinauf zu gehen, steht sie am Pfosten. Ich gebe mir den Anschein der Nichtbeachtung, will vorüber, — da fragt es mich leise — und in die scheuen, großen Augen unter mir tritt ein flüchtiges Bemerken meiner Gegenwart:

„Hast du das Lied gemacht?“

Ich bezwinge mich, nicke wortlos und schreite davon. Jetzt sitze ich hier und freue mich meiner kühnen Stummheit. Wie du mir, so ich dir. Das soll gelten.

*

Aber ich muß von Frau Engelhart berichten:

Nach Tische ergreift mich wunderbarer Daseinsmut, — ich stoße in die entlegenen Gefilde der Wirtschaftkammern vor und stelle die Alte am Küchentische. Wie gelblich, fast beinern wirkt ihr schneller Totenkopf! Unter ihrem verschlissenen Seidenkleide bewegt ein Gerippe seine Scharniere. Bin ich denn ängstlich? Was ist das für ein Weib? Ihre Augen warnen mich wie Blinkfeuer im Gewitterdunst auf hoher See.

„Verzeihen Sie bitte, Frau Engelhart, —" rede ich sie an, — lauter, als sonst meine Gewohnheit ist, — „was tut Cornelia so den ganzen Tag? Sie werden das Mädchen gewiß kennen, und ich glaube nicht fehlzugehen, wenn ich bei Ihnen zuerst um Rat und Auskunft frage."

Diesem unvermittelten Vorstoß auf ihren möglichen Anteil am Wohlergehen meiner Schülerin hielt ihre Zurückhaltung nicht mehr stand.

„Hier ist die Küche, Herr, —" war ihre Antwort, — offenbar unterbrochen von der Un-

kenntnis meines Namens. Ich kam ihr zu Hilfe: „Ter Moolen, — Frau Engelhart. Solch ein Name lastet wie ein Sack. Wer will ihn behalten? Die Küche gefällt mir gut. Aber nimmt Ihnen der Efeu da vor dem Fenster nicht zuviel Licht?“

Jetzt wuchs die Alte vor mir auf, grau und steil wie eine Staubwolke, die sich im unsichtbaren Winde des Zornes erhebt:

„Ich bin nicht taub, Herr, — auch nicht blind! — Licht genug, um abzusehen, wer Sie sind! Wenn das Kind nicht reden will, wird es schweigen. Wir haben auf Sie gewartet, Herr! Aber der Herr Baron will, daß Sie bleiben. Ich habe hier nichts zu sagen. Die Heiligen Gottes mögen mich davor behüten, daß ich mich in Anderer Sachen dränge. Sehen Sie nur selber zu, Herr! Was fragen Sie mich?“

Das war viel für den harmlosen Augenblick. Aber ich will mir doch die Worte der Alten zu Herzen nehmen. —

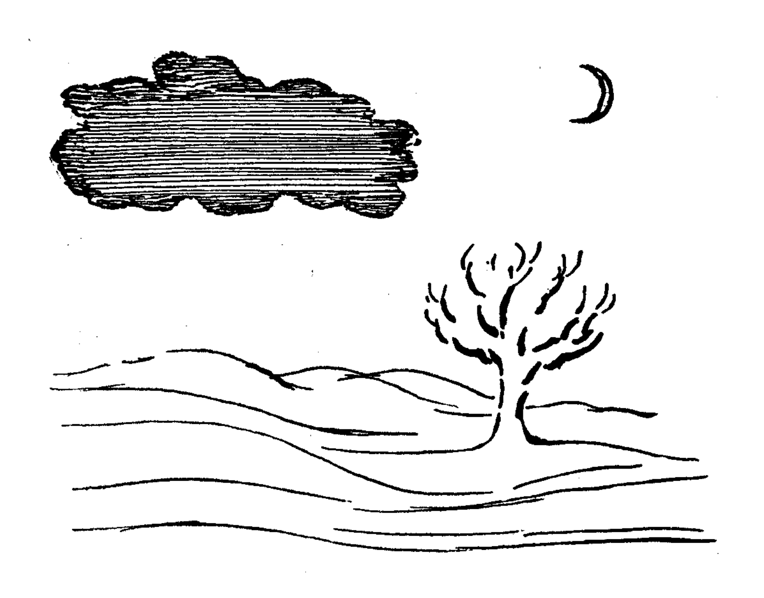
*

Ich weiß nicht, war es töricht oder klug, das Erlebnis mit Frau Engelhart dem Freiherrn zu berichten? Ich sehe bereits, daß ich, was die Erziehung Corneliens betrifft, ganz auf mich selbst angewiesen bin. Herr von G.... lächelt etwas zerstreut und rät mir, die Alte in Frieden zu belassen. Sie sei zwar etwas ‚wunderlich', — so meint er, — aber, und dies wisse er seit eigener, frühester Kindheit, ein unersetzliches ‚Stück lebendigen Inventars'. Ich schreibe hier seine eigenen Worte nieder.

Quälerisch überfiel mich in den Stunden des Nachmittags der offensichtliche Zusammenhang von Corneliens fast krankhafter Beschaffenheit mit dem Wesen und Gehabe ihrer Umgebung. Ich versuche ernsthaft, mir Klarheit zu verschaffen: entweder durchdringe ich die unsichtbaren Wände des Widerstandes, der mir hier bewußt bereitet wird, oder ich muß von meinem Posten weichen. —

*

Heute trifft sich's, daß ich bei Gelegenheit eines Besuches im nahen Dorfe auf den Kirchhof finde. Die hohen Ulmen und Pappeln taten mir's von ferne an, und ich schritt bald zwischen verwitterten Kreuzen und Grabsteinen dahin über den feuchten und moosigen Lehmpfad. Hier gibt es einige Erbbegräbnisse in der zerfallenden Mauer. Hinter Gittertoren öffnen sich diese Grüfte wie kleine Kapellen, und die Särge, von Spinnweben und bröckelndem Mauerkalk übergraut, stehen auf Wandsimsen in den Gewölben zur Schau. Ich finde auch die Familiengruft Derer von G...., sie trägt noch Zahlen aus dem 18. Jahrhundert. Es hat geregnet, und das dunkle Laub des wilden Weins, der Lebensbäumchen und der feuchten Rabatten mischt sich in den schweren und dumpfen Erdhauch der verwitternden Steine. Kein Ort, der mich meine Mißstimmung vergessen machen will. Ich finde die neubehauene Steinplatte mit Namen und Todestag der Freifrau, und es weht mir kühl von vergangenen und kommenden Zeiten her aus dem krausen Laub der verwelkten Kränze



und Blumen. Hier wirst Du auch einmal wohnen, kleine Marionette. —

Ehe ich das Herrenhaus betrete, zieht es mich noch den Bach entlang durch die abendlichen Wiesen. Eine schmale Mondsichel schwebt blaß und zaghaft im lichten Spätnachmittage. Wie frisch das Gras duftet, die knospenden Kastanien im Wiesengrund!

Ich weiß nicht, was mich so müde und traurig macht in dieser Zeit?

*

Nachts weckt mich lautes, weinerliches Rufen. Schritte schlurfen im Gang, — eine Türe fällt. Es wird wieder ganz stille. Aber ich glaube, Corneliens Stimme erkannt zu haben.

Beim Frühstück ist sie blaß. Irre ich mich? — Sie sieht verweint und übernächtigt aus.

Ich erfahre durch den Freiherrn, daß sie oft von aufregenden Träumen gequält werde.

Ich bin zu jung für dieses Spuck- und Geisterschloß! Ich sehne mich nach einer Klasse rotwangiger Lausbuben. Ich wollte fertig damit werden! Aber das? —

*

Jetzt habe ich drei Wochen mein Tagebuch ruhen lassen, und das war gut. Ich wäre darin fortgefahren, meinem Schützling Unrecht zu tun. Ich hätte mir gleich zu Beginn meines Aufenthaltes hier sagen sollen, daß der Schluß von Corneliens Umgebung auf ihre Gemütsverfassung leichter sei, als die Überwindung ihrer trotzigen Schweigsamkeit. Wer enträtselt ein leidendes Kinderherz? Je stolzer es ist, umso undurchsichtiger wird auch sein Schmerz

sein. — Ich bin meinem Entschlusse dankbar, der mich meinen Beruf ergreifen ließ. Umso mehr, als sich mit den Erfahrungen, die ich bisher gemacht habe, mein Einblick in die Schwierigkeit meiner Aufgabe vertieft. Ich darf meiner hochgespannten Lust, zu wirken, zu helfen und zu leiten aber keinesfalls die Zügel schießen lassen. Alles, was sich in mir an Hoffnung und Zuversicht regt, muß dem strengen Dienste an dieser verschütteten Kindesseele geopfert sein. Wieviel Demut und Selbstüberwindung, wieviel Verzicht auf jedes leichtzuempfindende Gefühl des Erfolges werden nötig sein, um langsam zu festigen, was bis heute gewonnen ist! Immer soll mir vor Augen bleiben: es geht nicht um mein kaum erprobtes Amt, — es geht um ein herb-verschlossenes Menschenleben. Mag mein Lohn die heimliche Freude sein, daß es sich mir, spröde und zögernd, täglich mehr und tiefer erschließt. Mag mir auch so die Heiligkeit meines geringen Menschenamtes bewußt werden, wie sich meine Hand langsam mit dem Golde jeden gewonnenen Augenblickes füllt. Fast kann ich schreiben, daß ich glücklich bin.

In den ersten Tagen blieb alles beim Alten. Cornelia schwieg beharrlich, und ich tat's ihr gleich. Ich hinterließ sie meist mit geringen Aufgaben, befahl ihr, Buchstaben zu zeichnen, die ich vorgeschrieben, und sie tat, was ich forderte. Des Gutsherren Hinweis, daß sein Kind nicht mit Märchen und Geschichten zu gewinnen sei, auch das lebhafte Gefühl, daß ein schwerer Einbruch unmaskierten Lebensernstes den Geist Corneliens getroffen habe, mißriet mir sogleich, die übliche Lehrweise anzuwenden, das zu Erlernende auf dem Umwege der Spielerei anzutragen, — auch hätte ich kaum vermocht, mit dem bunten Köder billiger Verheißungen das Geneigtsein dieses tiefvermauerten Gemütes einzufangen, — ja, ich ging so weit, mit der Nüchternheit und Leerheit des Stoffes ihre Teilnahme eher vom zu Erfassenden abzulenken, weil mich die Möglichkeit einstiger, freudiger Gefolgschaft solche liebenswürdigen Mittel aufsparen hieß. Meine Vorsicht wurde belohnt. Schon nach wenigen Tagen trat ein sichtbarer Schimmer ungeduldiger Erwartung in des Kindes Blick, und ich ließ,

dem Anscheine nach ohne Absichtlichkeit, eines der goldenen Körner auf die Tenne solcher Erwartung springen. Der Erfolg überraschte mich trotz aller Voraussicht so sehr, daß ich eine freudige Bewegung nur schwer verbergen konnte. Die Sache ließ sich so an: aus dem Gebilde A wurde unversehens ein Dach, das B wurde zur Brezel, das D zum Daumen, das E zur Egge, das F zum Fensterstock, — und so fort, wie mir's der Augenblick eingab. Noch sehe ich das schüchterne Lächeln des törichten Kindermundes vor mir. Auf dem Dache raucht jetzt öfter ein kleiner, unbeholfener Schlot.

Nach einer Woche geschieht ein erstes Zeichen:

Ich sitze am Tische meines Zimmers, lese in einem Buche. Es klopft. Ich merke am zaghaften Pochen, daß Cornelia draußen steht, und sage Herein. Sie öffnet, steht in der Tür, die Hand voller Stiefmütterchen. Mit ernstem, fast traurigem Gesicht, ohne mich anzuschauen, legt sie die Blumen auf mein Pult und geht schweigend, wie sie gekommen ist, wieder hinaus.

Seit dieser „Tat“ ist’s wieder wie zu Beginn, ja noch schlimmer. Sie schaut mich kaum mehr an, — verrichtet, was ich sie tun heiße, und schweigt. Aber mit Strenge stütze ich ihr das schwankende, zärtlich-stolze Herz.

*

Gestern erzählt sie mir. Sie trifft mich im Park, kommt über den Rasen, — ja, sie wendet sich sorg- und fraglos an mich:

„Siehst Du, Wolf ist krank. Er hat ein kleines Holz in der Pfote. Der liebe Gott hat ihn bestraft. Wolf ist nicht wohlgefällig, weißt Du? Rosalia hat das gesagt. Aber er hilft ihm wieder.“

Ich begreife sofort. Begreife mehr, als mir im Augenblicke willkommen sein kann. —

„Was sagt Rosalie, Cornelia? Erzähle mir!“

„Sie sagt vom lieben Gott. Die Menschen haben die Seele. Aber nicht der Hund. Der Hund, das ist ein Vieh. Und die Engel beschützen ihn nicht. Er weiß auch nichts Rechtes. Der liebe Gott beschützt nur Menschen.-“

Ich sage „So?“ — das ist aber auch vorläufig alles. —

Ich muß mich bescheiden. Ich darf nicht zu Frau Engelhart mit dieser wissenden Beladenheit. Der Freiherr wird mich hören. Ich werde heute noch zu ihm gehen. —

*

Wolf, der Schäferhund, ist übrigens verschwunden, hat sich verlaufen. Wir haben den Rest des Vormittages nach ihm gesucht und gerufen. Er hätte zum Tierarzt gesollt wegen seiner Verwundung. Cornelia ist sehr traurig und glaubt bestimmt, daß er nicht wiederkommen wird. Ich bin später noch über die Felder gegangen bis zum Wald hinauf, aber das Tier läßt sich nirgends auftreiben.

Heute nachmittag, sagt der Freiherr, könne ich auf eine Stunde zu ihm kommen. Man ruft zu Tische.

*

Ich komme von dieser vergeblichen Unterredung ratlos und traurig zurück. Ich muß mich sammeln. Die Aufgabe, die mir gestellt wurde, beginnt mir ernstlich das Gemüt zu

beschatten. Wie soll ich Hand und Herz frei haben, wie soll ich klar entscheiden, was geschehen soll im Wirbel solcher Tollheit und Unvernunft? Ich habe über die Vorstellung eines lebendigen Gottes niemals ernstlich nachgedacht. Da zeigt es sich nun. Heute fällt dies Versäumnis schwer auf mein Gewissen. Man kommt an den „alten Mächten“, (wie ich's nennen möchte), nicht vorbei. Wieviel ist eine Gottheit noch wert, die man unterwegs vergessen kann? Gibt es noch immer Menschen, denen solche Vorstellungen das Dasein trüben? Eines weiß ich schon jetzt: was hier geschieht, das darf nicht sein!

*

Ich will heute alles niederschreiben, was mir den Geist beengt. Vor mir selber will ich aufrichtig sein, aufrichtig bis zum Überdruß. Wie gut, daß Cornelia jetzt spricht. Mag mein Brotherr schweigen, — sein Kind redet mit mir, — das ist gewonnen. Nein, ich solle dergleichen „nicht ernst nehmen“, — waren des Freiherren Worte. Frau Engelhart habe

sich mit dem Wunsche getragen, in's Kloster zu gehen. Ihr Bruder sei erst vor kurzem als Mönch im Orden gestorben. Sie sei eben streng katholisch, und er glaube nicht, daß „die reinen Vorstellungen der Religion“ einem Kinde „ernstlich schaden“ könnten. Soviel von seiner Meinung über die Sache.

Cornelia berichtet mir. Ich will versuchen, ihre Darstellung des Erlebten und Vernommenen zusammenzufassen und werde mich, wo immer es angeht, getreu an ihre eigenen Worte halten. Ich schließe auf folgende Begebenheit des Vorjahres aus ihrem Bericht:

Es zieht ein Gewitter auf. Cornelia ist allein mit ihrem Hunde im Garten. Herr von G.... muß abwesend sein, — vielleicht auf Reisen, da er im Berichte gänzlich übergangen wird. Frau Engelhart ist „hinterm Ofen“ eingeschlafen, bemerkt das heraufziehende Gewitter nicht. Sie entschuldigt sich später deshalb „weinend“ bei dem Kinde. Cornelia wird gleichfalls eingeschlafen sein, — unter einem großen Baume des Parks. Sie erwacht (wahrscheinlich) erst, wie es zu stürmen beginnt. Sie

flüchtet sich in's (Garten-) Häuschen und begreift nicht, wie es auf einmal Nacht geworden sein kann. Sie fürchtet sich aber gar nicht, weil Wolf bei ihr ist. Vielleicht folgert sie aus Bemerkungen des Vaters oder der Pflegerin, (der Hund „bewache" das Haus und dergleichen), daß Gefahr in seiner Nähe nicht möglich sei. Die Blitze beobachtet sie genau, — erzählt, daß es wie „viele Zweiglein" über den Himmel „springt". Aus dem Schlusse ihres Berichtes entnehme ich, daß der Blitz in einen Baum des Parkes schlägt, was mir später durch den Vater bestätigt wird. Äste stürzen auf das Dach des Gartenhauses, dann fällt viel „Schnee" (Hagel) und es „hüpft im Häuschen umher". — Soweit die Tatsachen. Die Vorstellungen sehen aber anders aus: Die Engel Gottes sind zornig geworden. Der „liebe Gott" ist grimmig auf Cornelia, vielleicht, weil sie ihre Suppe nicht ißt? Wenn es donnert, tritt er mit dem Fuße auf. „Die Geister des Abgrunds", „die himmlischen Heerscharen" stürmen im Gewitter über den Himmel hin. Die Menschen „müssen alle ster-

ben". Wenn sie kalte Leichen sind, holt sie der „späte (?) Engel" und trägt sie vor das „Angesicht" (Gottes). Ob ich wüßte, daß das „tote Mütterlein" so „arg" gelächelt habe? Und Rosalie habe ihr geboten, den Mund des toten Mütterleins zu küssen, sonst käme sie nicht in den Himmel (Cornelia). Der Mund sei aber „kalt" gewesen. Und alle „Leute" bekämen „so einen" Sarg. —

Es gehört nicht viel Phantasie dazu, sich die Angstträume der Kleinen zu vergegenwärtigen. Ich sehe, wie mein fröhlicher Lehrplan zum Nichts zusammenschrumpft. Ein fast unübersehbares Feld der Schmerzen, des Grauens und der Schrecken tut sich vor mir auf. Woher soll ich Kraft und Fähigkeit nehmen, diese Finsternis aus ihrem Bewußtsein zu bannen?

*

Der Freiherr staunt redlich über meinen Bericht und will Frau Engelhart zur Verantwortung ziehen. Aber ich stelle mir vor, daß es schwer sein muß, ein altes Weib zur Vernunft zu bringen. Mir bleibt nichts ande-

res zu tun, als alles daran zu setzen, die Alte vom Kinde zu trennen, anstelle jener Bilder des Wahnes freundlichere und hellere Vorstellungen zu rücken und im übrigen dafür zu sorgen, daß der Kleinen keine Besinnung bleibt, solchen Trübseligkeiten nachzuhängen. Wer sie ganz mit Freude, ganz mit Fröhlichkeit erfüllen könnte! Die Alte hier zu vertreiben, scheint mir nach reiflicher Überlegung fast unmöglich, — das andere wird gelingen, weil ich bereits Gewähr dafür habe, wie leicht Cornelia zu beeindrucken ist.

Der Sommer kommt meinen Bemühungen hilfreich entgegen. Auch die Ablenkung durch den leichten, fast spielerisch bewältigten Unterricht. Ich stelle mit Freuden fest, daß Cornelia völlig mühelos aufnimmt und erfaßt. Ich habe überhaupt mein Urteil über dies Kind von Grund aus geändert. Die lebendige Einwirkung auf ein werdendes Gehirn weicht so gänzlich vom Wege aller Bestimmungen der Seelenkunde, daß mir um mein karges Wissen mehr als um meinen guten Willen bange wird. Wollte ich von Fall zu Fall eines mei-

ner Bücher nachschlagen, ich stände nur jedesmal verwirrter und unberatener vor den Tatsachen und Gegebenheiten tausendfältiger Wirklichkeit. Jedes Stichwort meiner Bücher schwölle zu Schimpf und Zerrbild der Wahrheit an, und ich beginne einzusehen, daß der goldene Schnitt durch Hunderte, ja durch Tausende verschiedengearteter Kinder noch nicht die geringgste Gewißheit über ein einziges Kind ergibt. Einerseits bin ich meiner fünfundzwanzig Jahre hierin froh, — andererseits wünsche ich mir die lebendige Erfahrung von Jahrtausenden. Die scheint mir notwendig ein Kindergemüt zu entziffern. Dennoch entmutigt mich solche Einsicht nicht. Eines ist, — und es wird niemals durch Hingabe oder Eifer zu gewinnen sein: der heimliche Urgrund, die Bedingung zu schöner Freiwilligkeit des Gehorsams und der Gefolgschaft, — Liebe. Aber, — bei allen Gefahren der Welt, — nicht die unsrige allein! Ich will mit dem immer zu lauten Worte nicht das heilige Schweigen seiner Kraft stören. Was mir der schöne Augenblick hierin an Gewißheit schenkt, soll gerecht und verschwiegen auf Tage und Wo-

chen des kleinen Menschen verteilt sein. Wär' ich nur sicherer meiner selbst! Aber solange ich teil habe am ältesten Licht, will ich meiner Jugend nicht bitter werden.

*

Hier scheiden sich Gold und Staub, hier liegt die Kunst, das Glück unsrer Kraft verborgen: eine schmerzliche Prüfung! Die Liebe des Kindes zum Lehrer — um seiner Lehre willen. — Sie ist die große entscheidende Rechtfertigung unsres Berufes, die ihn im wörtlichsten Sinne zur Be-rufung macht. Sie ist von keiner Methode zu erfassen.

Sind wir denn alle Stümper? Vielleicht, — vielleicht auch nicht. Aber eins ist mir gewiß: wir sind zur Probe auf dieser Welt. Glücklich, wer sich bewährt!

*

Heute Mittag haben wir Wolf gefunden. Ich gäbe viel darum, wäre Cornelien dieser Anblick erspart geblieben! Wir gehen um den Tümpel, streifen am Gebüsche der Gartenmauer vorbei. Cornelia geht mir voraus.

Plötzlich bleibt sie stehen, und ich meine schon zu erraten, wie ein furchtbares Grauen sie festbannt. Dicht unter dem alten Hollunderstrauch, ganz im Schatten zwischen dem Wurzelholz der Staude, liegt Wolf, von blauschillernden Schmeißfliegen bedeckt. Ich lenke Cornelia vorbei und schicke sie ohne Bestimmtheit in's Haus, damit ihr der Anblick nicht allzutief in's Bewußtsein sinkt. Der gute Hund hat sich verkrochen, ehe er starb. Die Verwesung ist schon weit fortgeschritten. Zwischen den Lefzen schimmert sein gelbliches Gebiß durch das Laubdunkel her, — es sieht aus, als sei er zornig und fletsche, — beides ohne Grund. In seiner verwundeten Pfote regt sich ein fleißiges Volk roter Ameisen bis auf den Knochen. Seine Augenhöhlen sind leer. Ich hole einen Spaten aus dem Gartenhause und begrabe das Tier. Aufrichtig, Wolf, — du tust mir leid, — aber das ändert nichts an der Tatsache, daß es unvernünftig war, hier zu sterben. Wer scheucht deinen kläglichen Anblick aus meines Kindes Herz?

*

Die Laubwälder grünen. Welch ein Zauberland erstreckt sich vom Parkende bis hinauf zur nahen Hügelwelle! Ich gehe mit Cornelia jetzt täglich in den Wald.

Doch, — ich habe jetzt eine Fußbreite Boden gewonnen. Das Kind ist mir zugetan, — der Freiherr scheint zufrieden mit mir. Meine Vorstellungen wegen Frau Engelhart haben ihm Einblick verschafft, daß es mir ernst mit meiner Arbeit ist und daß ich nicht von einem Stapel Bücher aus Umschau halte. Die Alte hat Weisung, das Schlafzimmer der Kleinen zu verlassen, sobald sie zubette gebracht worden ist. Auch das Schwatzen hat ihr der Freiherr verboten. Jedes Wort, das Bezug auf ihre verworrenen religiösen Ansichten hat, ist ihr strenge untersagt. Sie solle selbst entscheiden, ob sie im Altersheim oder auf dem Gutshofe am rechten Platze sei. So willkommen mir auch diese Handlungweise des Freiherrn ist, hat sie mir doch in Frau Engelhart eine Feindin geschaffen, die mir täglich alle mögliche Beachtung abfordert. Seit den Eröffnungen ihres Brotherren ist ihr Blick schwefelgelb ge-

worden. Es mag von der Galle kommen, aber was bringt die Galle auf? — Diese Frau erweckt in mir lebhafte Vorstellungen von des Teufels Großmutter. Dabei ist sie gewiß ein sogenannter guter Mensch. Wie wenig, — wie viel gehört dazu, das zu sein? Sie ist übrigens dreiundsiebzig Jahre alt. Ich glaube, ihr Katholizismus ist längst zur fixen Idee herangereift. Kann man etwas Weiseres tun, als solch morsches Gerümpel Kindern zur Schau zu stellen. Ich gestehe, daß mich in ihrer Nähe etwas wie mühsam bemeisterter Zorn befällt. Es mag ihr ähnlich wie mir ergehen. Sie sieht, wie ich ihr Cornelia sachte entführe. Liebevoll mag sie ja genug sein, — aber etwas in mir sträubt sich gegen diese Annahme. Ein liebevoller Mensch füttert Vögelchen nicht mit Gift.

Ich habe erfahren, daß sie nur um Corneliens willen auf dem Gute des Freiherrn geblieben ist. Natürlich hat sie in ihrer „Erziehung" vollauf Gelegenheit, all jenen Wust und Wahn ihres kindischen Alters anzubringen, was ihr in Gegenwart Erwachsener wohl verwehrt ist. Die erstaunten und entsetzten Augen meiner

Schülerin mögen ihrer vergreisten Geltungsucht ein hinlängliches Labsal gewesen sein, um in ihrer Darstellung des Himmels und der Hölle selber noch einmal alle Schauer und Schrecken des Jenseits zähneklappernd zu empfinden. Ich habe am eigenen Leibe erfahren, daß alte katholische Weiber nichts lieber tun, als gleichsam ihre eigene Leichenschau zu begehen und das am häufigsten vor Kindern, weil sie hier des Eindruckes ihrer Worte am sichersten sind. Das Kind wohnt im Gemüte, elementar gesprochen, dem Tode ähnlich nahe, wie der Altersschwache, — wenn auch seine Vorstellungen noch nicht von Begriffen verdorben und verdunkelt worden sind. Ich stelle dies fest, weil mir am leichtesten gelingt, jede Schwierigkeit im Verständnisse der Vorstellungwelt Corneliens zu überwinden, wenn ich mich in meine eigne Kindheit bewußt zurückversetze. Es würde sicher manchem Lehrer leichter sein, die geheimeren Regungen seiner Schüler zu erforschen, wollte er angesichts solcher Schwierigkeit den Weg eigener Erinnerung beschreiten. Ich erinnere mich noch deutlich jenes qualvollen und unbegreiflichen

Augenblicks meiner eigenen Kindheit, da mich unser „Fräulein“ mit in das Leichenschauhaus des südlichen Marktfleckens nahm, in welchem ich aufwuchs. Ohne jede Vorbereitung fand ich mich plötzlich vor einem schräg aufgestellten Sarge im Fenster dieser lobenswerten Anstalt, — hinter dem Glase lag, von Blumenpracht und Lichterglanz umgeben, die zänkisch lächelnde Leiche einer mir nur allzu bekannten Näherin, von den umgebenden Blumen und Kerzen zu sinnloser „Glorie“ verklärt. Diese Leiche, das erkannte ich sogleich, war die kleine, seltsam verwandelte Jungfer, die meine Mutter kurz das „Mamsellchen“ genannt hatte, — sie war schwindsüchtig gewesen und hatte oft bei uns Wäsche ausgebessert. Dieser unwillkommene Eindruck blieb mir jahrelang im ängstlichen Gemüte haften, und ich weiß noch, daß es mir herzlich sauer wurde, allein durch dunkle Treppen und Kammern zu gehen, ja, daß mir einmal nach langer Zeit im schrägeinfallenden Licht einer Straßenlaterne unser guter Kartoffelkeller jene Vorstellung derart lebendig und frisch vor's Bewußtsein rückte,

daß ich, vom kühlen Winde des Entsetzens fortgeblasen, die steile Kellertreppe emporflog, des festen Glaubens, das „Mamsellchen" sei mir samt Glorienschein und Blumenpracht auf den Fersen. Ich bin sehr wohl hierdurch beraten, und wenn ich Corneliens nächtliches Rufen höre, ballt sich mir unwillkürlich die Faust auf dem Bette.

Aber ich will von den Wäldern schreiben. Ich nehme die Geige mit hinaus und Cornelia lernt Lieder singen. Wenn sie in der Melodie sicher ist, spiele ich die zweite Stimme. Das macht ihr große Freude. Sie sitzt im Blätterschatten auf dem Moos, flicht ein Kränzchen aus Gänseblumen und singt ganz traumverloren vor sich nieder. Ich verschließe mich der Anmut des geneigten Hauptes, der schmalen Hände nicht. Der helle Kranz auf ihren dichten Locken, die langen Wimpernschatten auf ihren leichtgebräunten Wangen finden sich, überdacht von Licht und Blätterspiel des Gezweiges, zu einem Bilde von bescheidenem und innigem Dasein. Auch freue ich mich des heimlichen Unrechts auf ihre „unfreiwillige

Lieblichkeit", — ich finde keinen glücklicheren Ausdruck für die Beschaffenheit ihrer kindlichen Würde. Ich habe mich so behutsam in ihren stillen Tag gedrungen, daß ich sicher nicht mehr für sie bedeute, als etwa ein Fensterbord demjenigen, der sich seiner als Stütze bedient, um eine Landschaft zu betrachten. Oft vergißt sie mich ganz. Ich „lehre" nicht mehr, — ich warte auf ihre Fragen oder frage selbst. Nur des Morgens quäle ich mich, mehr denn Cornelia, durch das vorgeschriebene „Pensum" und wie ich's ihr nur leicht und erträglich mache, damit der helle Schein ihrer Freude, der mir wichtiger ist, als ihr Begreifen, ja nicht gestört sei. —

Man müßte recht wie ein Zauberer neben seinen Schätzen stehen, — feilbieten, — ja, das müßte man, und kein Lächeln zeigen, wenn sie genommen oder auch nur bewundert werden, — nein, Zahlung fordern obendrein. — Oft verschütte ich selbst den Quell, — blase das Licht aus, weil ich's so ängstlich nah an den Hauch meines Atems bringe! — Nicht Jahrtausende sind not, ein Kinderherz

zu enträtseln, — in der Mutter wäre alles im Augenblick getan! — Ich könnte des kleinen Mädchens Verhängnis werden. Noch bin ich der eifersüchtige Drache über meinem Schatz, und das Lächeln will mir nicht aus den unheiligen Mundwinkeln, sobald sich das blutig-lebendige Herz meiner Höhle naht. Unterrichten, lehren, leiten, — es ist alles nichts! Das Wunder dem Kinde zu schenken! Hell zu sein in Allem was zu schauen ist, — nicht mit Begriffen verderben, was sich doch niemals so frühe begreifen läßt! Ich kann's nicht, — ich reiche nicht hin. — Ich sinke zum Schulmeisterlein mit dem gefühlvollen Herzen herab!

Die Mächte des kindlichen Blicks sind unergründlich. Sie selber schaffen die Welt. Armselige Vorstellung, wir könnten die Zeichen der Natur erklären! Gibt es ein reineres Spiegelbild des Erschaffenen, als den staunenden Schöpferblick der erwachenden Seele? Wo formen sich alle Dinge zum bleibenden Wesensbilde sonst, als im Staunen der liebenden Sehnsucht des Menschenkinds? Je eifriger wir nach dem Geheimnis loten, um-

so tiefer versinkt es auch. — Wissen wir, welche Stimme aus Quell und Wald dem Kinde tönt? In Tatsächlichkeiten sind wir verschüttet! Wir sind erstarrt in Not, das Rechte zu tun! Niemand sagt uns mehr, welche Lehre das Kind aus dem Wirken und Walten der Erde und ihrer Geschöpfe selber zieht! Wir schütten den Plunder unsrer Daseinsangst in das keimende Vertrauen der erwachenden Seele. Weil wir Entfremdete sind, meinen wir, nur das Wunder könne erleuchten! Weil wir die Mächte der Erde nicht fassen, glauben wir an Zauberei! Weil wir blind sind, beten wir das Geheimnis an! O, wir Narren! Was sind wir? — Vom Argwohn der Tugend verdorben! —

Ich darf nicht ringen mit dieser Dunkelheit, — darf nicht kämpfen mit der Finsternis, die in ihr Herz gesunken ist! Habe ich nicht Gleichmut und Kraft, ihr das Grauen in Vergessenheit zu lächeln, stachle ich nur ihren Trotz, es zu raten. — Wie tief sind die Wandlungen der Natur, — wie fern und unbeirrbar der Gang des kommenden Geistes aus ihr



in jedem Kinde! — Krank an Seele und Vernunft, wollen wir Retter sein? — Geblendet vom Tage, wollen wir unser Nachtlicht in den Schein der Sonne stellen, damit es hell werde?

*

Im Buchengrund gibt es einen gemauerten Quell. Das Rinnsal sickert aus dem natürlichen Fels, sammelt sich im steinernen Becken, überwölbt von Menschenhand. Far=

ren, Schachtelhalme und Huflattich wachsen hier, — pantherfarben läutet der Fingerhut über wildem Klee, und auf dem Spiegel der Quelle fahren Wasserläufer hin und her. Die Steine sind grün übermoost. Hier hört sie das Märchen vom Froschkönig. —

*

Aus meiner Marionette ist eine Tänzerin geworden. Wo ist die Steifheit, die linkische Scheu ihrer Glieder geblieben? Im Gras der Wiesen jagt sie umher, und das befreiende Gefühl überkommt mich, daß mit diesem Sommer eine fröhliche Kindheit beginnt. —“

III.

Ich lege mein Tagebuch beiseite.

Bis zu diesen letzten Blättern gewinnt alles einen guten Anschein, und wenn ich mir überlege, wie wohl mir bis zu jener Zeit mein Vorhaben gelang, dann will mir scheinen, ich sei auf dem rechten Wege gewesen, ein glückliches Kind aus Cornelia zu machen.

Ich will aber jetzt erklären, wie meine Entzweiung mit dem Freiherrn begann, denn die losen Blätter meines Tagebuches geben mir selber nicht mehr den rechten Aufschluß über jene Widerwärtigkeiten, die sich so gemach anspannen, daß es gar für ein fremdes Auge nicht möglich sein würde, den inneren Zusammenhang aller Ereignisse aus meiner Niederschrift abzusehen.

Die freundliche Verwandlung Corneliens war Herrn von G.... keineswegs entgangen, und ich darf bemerken, daß er sie mir durch Anerkennung zu danken wußte. Ich erinnere mich, daß er zuerst häufig bei Tische verwundert aufsah, sobald er des Kindes Stimme vernahm, und daß Corneliens Lachen, war ein heiteres Wort gefallen, ihn überraschte. Aber mit solchen Anzeichen ihrer erwachenden Munterkeit wuchs zugleich und begreiflicherweise des Freiherrn Teilnahme an seinem Kinde. Es muß ihm schon damals deutlich geworden sein, daß sich Corneliens Zwanglosigkeit sofort in Scheu verwandelte, wenn er in den Bereich ihrer Fröhlichkeit drang. Ich gab mir Mühe, die drohenden Anzeichen solcher Entfremdung auszugleichen, — doch des Mädchens Freundschaft war so offenkundig und ausschließlich mir zugewandt, daß dem Freiherren seines Kindes Abneigung auf die Dauer unmöglich entgehen konnte. Dieser Zustand wurde von Tag zu Tag bedenklicher. Ich mußte befürchten, meines Brotherren Vertrauen zu verlieren. —

Der Mann, der sich niemals ernstlich um Wohl und Wehe seines Kindes gekümmert hatte, begann, als er dessen Zutraulichkeit zu mir bemerken mußte, die klägliche Betriebsamkeit eines eifersüchtigen Liebhabers an den Tag zu legen. Mir wurde bald deutlich, wie sich sein merklicher Verdacht auf all meine Bemühungen warf, ihm Liebe und Geneigtsein seines Kindes zu erhalten. Zu diesem mehr geheimen Vorgange beklagenswerter Entfremdung gesellte sich der offene Ausbruch von Frau Engelharts Feindschaft gegen mich. Für mich selber ist es sehr schwer zu entscheiden, wie weit mein bloßes Vorhandensein Anlaß hierzu war, — ich vermute aber, daß meine Gegenwart vollauf genügt hätte, der Alten die Tage auf dem Gute zu verleiden. Im hohen Alter stumpfen sich manche Sinne ab, — aber wenn ich bedenke, mit welcher nachtwandlerischen Sicherheit dies beinerne Gebilde aus Wahnwitz und Eigensinn in mir den Widersacher erriet, muß ich annehmen, daß die Empfindungen der Sympathie und Abneigung mit den späteren Jahren nur zu-

nehmen. Leider waren der Freiherr und Cornelia der alten Engelhart in gewisser Weise herzlich ergeben. Rosalie, weit davon entfernt, ihren Vorteil hierin zu verkennen, übte mitunter eine mürrische und gleichwohl rührselige Tyrannei auf ihre Umgebung aus. Geschah etwas gegen ihren Rat oder Willen, versäumte sie nicht, zu bemerken, sie wisse ja wohl, daß sie alt und gebrechlich geworden, habe erfahren, daß Undank der Welt Lohn sei, und stehe nicht an zu bemerken, daß ihre Aufopferung für das Haus des Barons, — sie sprach stets von einem solchen, auch schien ihr diese Anrede gestattet, — der betrüblichste Irrtum ihres Lebens sei. Bei solchen und ähnlichen Anlässen gab ihr der Freiherr schweigend über den Tisch hin die Hand, was mich einerseits verdroß, andererseits aber doch auch für ihn einnahm, weil ich gewiß war, daß er hierbei nur seiner Kindheit, nicht aber ihrer Gegenwart gedachte. — Meist zog die Alte hierauf aus einer silberbeschlagenen Tasche ein feines aber verschlissenes Batisttuch hervor und trocknete Tränen, die nur in ihrer

Einbildung geflossen waren. Solche Ereignisse hätten mich gewiß in jeder anderen Umgebung belustigt, — doch war ich um Corneliens willen auf dies mit Häkelei behangene Gespenst derart erzürnt, daß mir kein Gelächter über seine Aufführung den heiteren Freimut eigener Bosheit erretten wollte. Der Anlaß ihrer Feindschaft war gering, wie meist der Anlaß zum Kriege. Herr von G.... hatte mit mir in allgemeinen Betrachtungen über das Klosterleben gesprochen, sicher, um Frau Engelhart aufzuheitern, die bei jenem Mittagsmahle besonders finster und verdrossen war. Sie liebte derartige „Erbaulichkeiten" und ich war rücksichtlos genug, ein unbedachtes Wort über Müßiggang und Bequemlichlichkeit in unsere Unterhaltung einzuflechten. Die Wirkung meiner Worte werde ich niemals vergessen! Bebend erhob sich die Alte vom Tische, warf das zerknitterte Tafeltuch zornig zwischen die Teller und begann mit einer Stimme, die niemand mehr ihrem Alter zugetraut hätte, zu rufen:

„Ich sehe und höre! Höre und sehe! Ich sehe dies alles mit an! — Baron! — wen ha-

ben Sie an Ihren Tisch geladen? Wem, — so frage ich, — vertrauen Sie die Seele Ihres armen Kindes? — Gedenken Sie meiner Worte! Gedenken Sie! — Ich sehe ein Ende mit Schrecken!“

Dann verließ sie, den Krückstock in krampfiger Faust vor sich hinstoßend, den Saal. Cornelia war bleich geworden. Ich riß mich aus dem dumpfen Gefühle des bereuenden Beleidigers auf und und sprach wohl ein zuversichtliches Wort. Ich will nicht verschweigen, daß mir die Alte wie Sybille erschienen war. —

Der Freiherr war empfindlich berührt. Er sah mich warnend an:

„Sie haben Frau Engelhart beleidigt. Ich erwarte, daß Sie sich gelegentlich bei ihr entschuldigen werden, selbst, wenn die Harmlosigkeit Ihrer Äußerung dessen in Ihren eigenen Augen nicht zu bedürfen scheint. —“

Das war leichter gesagt als getan. Ich habe später versucht, eine Entschuldigung bei ihr anzubringen, aber die Alte wandte mir nur schroff den verkrümmten Rücken zu.

Seit diesem Ausbruch ihres Zornes, einer Wallung, wie ich sie in solcher Heftigkeit niemals wieder bei alten Leuten beobachtet habe, war es um den Frieden im Hause geschehen. Ihre Feindseligkeiten machten fortan meine Bemühungen, Ordnung und Sicherheit in Corneliens Erziehung zu bringen, scheitern und wanden mir jedes Mittel aus der Hand, die fortschreitende Entfremdung zwischen Vater und Kind hintanzuhalten. Damals habe ich auch erfahren, von welcher Art die leidenschaftliche und dürre Anteilnahme Frau Engelharts an Cornelia war. Wenn ich sie hier beschreibe, so soll mit dieser Darlegung zugleich eine Rechtfertigung ihrer Person versucht werden. Eine solche Rechtfertigung des Nichtzuentschuldigenden, will mir scheinen, wäre mir damals keineswegs gelungen, und die Aufzeichnungen meines Tagebuches sind, was Frau Engelhart betrifft, mehr oder weniger Zeugnisse eines mir heute nur allzuerklärlichen Abscheus. Aber ich sehe längst ein, daß wir den Menschen unsrer Umgebung nur gerecht werden können, wenn wir uns parteilos

in ihre Eigenart versenken. Haben wir diese erforscht, fällt uns der Schluß auf ihre Handlungweise nicht mehr schwer, und wir können über ihren noch so verworrenen Taten mit der Erkenntnis ihres So-und-nicht-anders-Seins zur Tagesordnung übergehen. —

Frau Rosalie bewohnte ein geräumiges Zimmer im Erdgeschoß. Vor langer Zeit war es als Stall benutzt worden. Seine Decke war gewölbt und an Balken und Türen waren stellenweise noch Spuren seiner einstigen Einrichtung zu erkennen. Ich habe diesen Raum nur einmal betreten, als die Alte zum Gottesdienste in's nahe Dorf gefahren war, und schäme mich nicht zu bekennen, daß ich es aus Neugierde tat. Verpflichtend zu solcher Neugierde war sicherlich mein Wunsch, Cornelia zu dienen, — auch versprach ich mir reichen Aufschluß über der Alten Natur von meiner Entdeckungfahrt. Das Gewölbe war einfach möbliert. Es unterschied sich im Wesentlichen kaum von den üblichen Knechte- und Mägdekammern katholischer Rittergüter. Am Türpfosten hing ein Weihwasserbecken, von papierenen

Blumen und gläsernen Rosenkränzen geschmückt. Das ungeheure Schlafgestell, weißgestrichen und trotz der sommerlichen Jahreszeit mit hohen, rotgewürfelten Federbetten beladen, der erblindete Spiegel über der Waschkomode, reichumsteckt mit Heiligenbildern, Wallfahrtabzeichen, blutenden Herz-Jesudarstellungen und weinenden Muttergottesdrukken, flößten mir jene Befremdung ein, wie sie ein Forschungreisender empfinden mag, der zum ersten Male ein Negerdorf betritt, — jenes Gefühl zweiflerischer und unwillkommener „Ehrfurcht", die sich nie zwischen Gelächter und Widerwillen entscheiden kann, weil sie, vom unbedingten Ernste fremder Menschenart belehrt, die Erscheinungen nur schwerlich dem eigenen Geisteshaushalte einordnen kann. Ein geleimtes Fliegenband, zahlreich und unfreiwillig bewohnt, hing auf den tannenhölzernen Tisch herab. Am Nagel der Tür bauschte sich eines der unverständlichen Kleidungstücke, wie sie Frau Engelhart trug. Ich erschrak über den verhaltenen Ingrimm seiner Gebärde, so sichtbar hatte die Gestalt seiner entfernten Trägerin seine Umrisse bestimmt.



Ein heraufdämmerndes Mitleid verdarb mir den Anblick all dieser Nüchternheit und Tollheit. Da wartet sie nun auf den Tod, — mußte ich denken, — blickt zu ihren Heiligen empor und schüttet das Ungenügen, das ihr von ihnen kommt, über ihre Umgebung aus. Aber mein Empfinden für ihre Verlassenheit und Torheit wich einem anderen, weniger freundlichen Gefühle.

Neben dem Bette der Alten stand ein kleiner Tisch, — davor ein niedriges Schemelchen, — beides zu zierlich, als daß es für den Gebrauch Erwachsener hätte bestimmt sein können. Auf dem Tischchen lagen Heiligenbilder, winzige, aus Zinn gegossene Geräte des Hochamtes wie Monstranz, Kelche und Kruzifix, — in einer Dose fanden sich Räucherkerzen und buntes, aufgerolltes Dochtlicht. Ich nahm die Bilder auf und besah sie der Reihe nach. Vom heiligen Sebastian, kläglich durchschossen, bis zu Hieronymus, der sich einen Totenschädel zur Stütze seines schlummernden Hauptes ausersehen, weil er offenbar lebensüberdrüssig war, fand sich hier die ganze Reihe all jener trübseligen Narren und Schwärmer, welche die Kirche als Helden feiert und seit je zum Vorbilde menschlicher Tugend erhob. Ich begriff, daß diese kleine „Stube" neben dem Bette der Alten Corneliens Spielplatz sei, und war nahe daran, den ganzen aberwitzigen Plunder in den vier Zipfeln des Tafeltuches aufzufassen und fortzuschaffen, — aber die „reinen Vorstellungen der Religion", von welchen der Frei-

herr gesprochen hatte, auch die Besinnung, daß ich mich seiner Parteinahme für Frau Rosalie zu versehen habe, hießen mich einen andern Weg ersinnen, wie solch sinnloses Spielzeug den Händen meiner Schülerin zu entwinden sei. Als ich mich wandte, den Raum zu verlassen, fiel mir ein beschriftetes Handtuch auf. Im Kreuzstich standen die Worte darauf geschrieben: „Froher Mund — zu jeder Stund". Ich glaubte, das knöcherne Gesicht Frau Engelharts vor mir zu sehen, und empfand nicht ohne Schmerz, wie vergeblich noch jede Hoffnung auf ihr Begräbnis sei. —

Ich ging, selbst auf die Gefahr, meinen heimlichen Besuch bei Frau Rosalie entdecken zu müssen, später noch einmal zum Freiherrn. Ich schonte Frau Engelhart keineswegs, gab mir aber Mühe, den Anschein einer gewissen Ehrerbietung vor ihrem Alter zu wahren, was dem Gutsherren auch sichtlich gefiel. Überhaupt war meine Darlegung angetan, ihn für kurze Zeit von der Notwendigkeit meiner Anordnungen zu überzeugen. Ich sehe heute an meinem Tagebuch, mit welch froher Zuversicht

ich von unsrer Unterredung zurückgekommen war. Erst im Laufe des Sommers wurde mir deutlich, daß ich mit meinem Schritt, Einspruch gegen Frau Engelharts „Erziehung“ getan zu haben, alles verdorben hatte. Der Freiherr kam ganz einfach nicht gegen die Alte auf — er unterlag — er kapitulierte vor ihrer Besessenheit. Schon allein das Wort, das er ihr vom Altersheim gesprochen, hatte sie in Harnisch gebracht. Dann habe ich keine Gelegenheit mehr gefunden, meine Sorgen dem Gutsherren vorzutragen, denn kurz nach meinem ersten Besuche verschloß er sich mir ganz. Sein Benehmen wurde steif und herablassend, — kaum noch, daß er mir den gewohnten Morgengruß bot. In den Augen der Alten aber glomm nur schlecht verhohlener Triumph. Ich fand mich auf meinem Posten allein. Der einzige Umstand, der mich mit meiner schwierigen Lage hätte versöhnen können, würde Corneliens täglich wachsende Zuneigung gewesen sein, wäre nicht jeder kleine Beweis ihrer Freundschaft zu mir in den Augen des Freiherren zu Dorn und Stachel der Eifersucht ge-

worden. Wir bildeten — Cornelia und ich einerseits, andererseits der Freiherr und Frau Rosalie — nachgerade zwei sich gegenseitig unablässig befehdende Parteien, und ich würde das Gut gewiß verlassen haben, um diesen unhaltbaren Zustand zu beenden, hätte mich nicht mein eigenes Gefühl allzutief an Cornelia verpflichtet. Ich sah die Gefahren deutlich, die dem Kinde aus dem Verkehr mit Frau Engelhart erwuchsen, sah, daß die Art, wie der Freiherr um Liebe und Zuneigung seiner Tochter warb, diese mehr und mehr zu verwirren begann, und mußte meine Gegenwart umso notwendiger finden, je mehr ich bedachte, daß in diesem Hause Keiner ernstlicher zu des Mädchens Schutz berufen war, als ich. —

Aber zurück zu meinem Tagebuch.

* * *

IV.

„Durch unsere Fahrten in Wiese und Wald ist Corneliens Liebe zu den Tieren lebhaft geweckt. Sie will ein Eichhorn „fangen“. Wir schauen den rotbraunen und schwarzen Gesellen zu, und ich sehe an des Kindes lebhaftem Vergnügen, daß es wohl schwerlich je mit Puppen spielen wird. Fast bin ich geneigt, diesen Anteil am Wirklichen und Gegenwärtigen auf einen Mangel seiner schöpferischen Phantasie zurückzuführen, will mir aber nicht mit voreiligen Schlüssen den Blick auf sein Wesen verderben.

Es ist wirklich nicht einfach, ein Eichhorn zu fangen. Weil Frau Rosalie den Tieren täglich Nußkerne streut, sind die Eichhörner zutraulich geworden, aber sie lassen sich doch niemals greifen. Sie klettern wohl an meinen

Beinkleidern in die Höhe, setzen sich auf die Hand, die das Futter bietet, aber man muß stocksteif verharren, und jeder Versuch, sie zu fassen, ja, die geringste Bewegung veranlaßt sie zu blitzschneller Flucht. Vom Hörensagen weiß ich, — diese Nager beißen. Cornelia besteht auf dem Fang und meine Einwände verhallen nutzlos. Weil mich die „Sache" jetzt selber reizt, erfinde ich eine regelrechte Falle. Inzwischen schleppt das Kind einen alten Papageienkäfig herbei. In ihm soll das gefangene Tier später untergebracht werden. Zunächst stellen wir eine Kiste auf. Der Deckel wird aufgezogen und zwar von einer Schnur, die man aus der Ferne bedienen kann. Wir richten die Öffnung der Kiste zum Futterplatze hin und bestreuen ihren Boden mit Nüssen. Der Deckel fällt in eine kunstreiche Zwinge, sodaß er von innen nicht mehr zu öffnen ist, wenn die Falle sich geschlossen hat. Wir müssen lange in unserem Versteck warten. Die Eichhörner scheinen mißtraurisch geworden zu sein. Endlich wagt sich eines in die Kiste, aber ehe der Deckel sich schließt, springt das Tier davon.

Cornelia lacht mich aus. Sie ist von sichtlicher Teilnahme für das Tier beseelt, das sie fangen will. Während meiner Verrichtungen hat sie mich gar nicht beachtet, — jetzt, da mein Vorhaben mißraten ist, schaut sie mich spöttisch von der Seite an, und in ihren Augen lauert die Erwartung, wie ich mir aus der Verlegenheit helfen werde. Ich habe Mühe, meine bedrohte Überlegenheit zu behaupten, versuche, eine entschuldigende Erklärung einzuleiten, — jetzt lacht sie laut. — Ich verschiebe das Abenteuer auf morgen, weil die Tiere ohnedies fortgesprungen sind. Sie nimmt mich beim Wort.

Ich habe gestern ernstlich darüber nachgedacht, was zu tun ist. Es handelt sich nicht mehr um die Erfüllung ihrer Bitte allein, — es handelt sich um mehr. —

Heute Mittag grabe ich ein tiefes Loch auf dem Vorplatze aus und überdache diese Grube mit dünnen Holzspänen. Auf die Späne schütte ich Erde auf, bis nichts mehr zu sehen ist. Das Ganze ist sehr empfindlich und eine Maus könnte es zum Einsturze bringen. In Indien

fängt man auf diese Weise Elefanten. Ich sage es Cornelia, aber sie versteht jetzt keinen Ernst. An die Hauswand lehne ich ein langes Brett. Dieses Brett wird abermals mit der Schnur verbunden, sodaß ich es über die Grube stürzen kann, wenn ein Tier dort einbricht. Sie lacht ununterbrochen bei meiner Arbeit und vergißt keinen Augenblick meine Niederlage von gestern. Ich weiß nicht, — sind es Zweifel an Berechtigung oder Gelingen unseres Vorhabens, die ihr solche Schadenvorfreude bereiten? Sie hüpft auf einem Bein und sagt: „Du kannst's ja nicht — Du kannst's ja nicht!", daß ich ganz ärgerlich werde. Wir ziehen uns zur Futterzeit zurück, die Schnur in Händen, die das Brett umwerfen soll. Frau Rosalie streut ihre Nüsse und kurz darauf wirbelt der Platz von Eichhörnern.

Wer hätte das voraussehen können? Frau Engelhart sieht das Brett an der Wand und wundert sich. Sie will es näher in Augenschein nehmen und bricht dabei mit dem Fuß in das Loch. Ich habe keine Lust, das mitanzuschauen, und wende mich ab. Es geschieht

aber weiter nichts. Die Alte verläßt den Platz. Offenbar hat sie uns nicht gesehen und findet keine Erklärung für das Vorgefallene. Beschädigt scheint ihr Fuß übrigens nicht zu sein. Wir sammeln sofort die Nüsse auf, erneuern, so gut es gehen will, die kunstreiche Fallgrube. Zuletzt streuen wir die Kerne auf das verdächtige Stückchen Erde und ziehen uns, recht mutlos geworden, wiederum zurück.

Eines der Tiere wagt sich vor. Es scheint noch sehr jung zu sein. Vor der Grube zögert es eine Weile, wendet sich, kommt zurück, versucht das Abenteuer und verschwindet sofort in der Tiefe. Ich reiße die Schnur an, das Brett kippt, verdeckt das Loch und Cornelia läßt endlich meinen Arm los, der sehr schmerzt. Jetzt ist das Eichhorn gefangen. Der Papageienkäfig wird an die Grube gebracht, aber die Notwendigkeit ergibt sich, das Tier zu greifen. Ich versuche mein Heil und versenke die Hand im Erdloch. Dort unten kreiselt es in unbeschreiblichem Tumult. Gebissen werde ich nicht, obwohl ich diese Sorge nicht

ganz bezwingen kann. Endlich gelingt es mir, das Geschöpf zu fassen. Sein Strampeln überzeugt mich von seiner Hoffnung. Im Käfig untergebracht, hängt es gespreizt im Gitter und staunt. Das Herz klopft ihm sichtbar unter dem weißen Brustfell. Dann aber beginnt es zu wirbeln, daß die Trallen des Käfigs wie eine verrostete Harfe erbrausen. Wirklich, die Krallen des Eichhorns schlagen in seinem Schreckenstanz eine klimpernde Melodie auf dem Gestänge. Plötzlich unterbricht es seinen Wirbel so rasch, als habe eine unsichtbare Hand es festgeschmissen. Staunend und zitternd hängt es mit ausgebreiteten Armen im Bauer, — seine kleinen Hände fassen den Draht des Gitters fast menschlich an. Es scheint zu überlegen, ob sich durch seinen Tanz die Lage gebessert habe. Da alles beim alten geblieben ist, wirbelt es fort.

Mit ernsten, fast traurigen Augen beobachtet Cornelia diesen Vorgang. Ich habe keinen Ruf der Freude über das gefangene Tier von ihr gehört. Ich dränge mich nicht in ihren Herzensrat und überlasse ihr selbst, zu entscheiden, was geschehen soll.

*

Der Nachthimmel schaut mit seinen Sternen in mein Zimmer. Der Tag war schwühl. Ich habe das Licht gelöscht und lehne am Fenster, schaue durch das junge Laub der alten Bäume zur Milchstraße auf. Der Lichtschein der weiten Himmelsbahn rieselt durch die Äste herab. Wie still ist die Nacht! Fern, vom Waldesrande her, höre ich den Ruf der Eule. Mir ist, als höre ich auch den Wiesenbach, versunken wie ein schüchternes Lied, erklingen.

Da klirrt die Tür zum Hofe.

Cornelia, im Nachthemde, steht unten auf dem Vorplatz, den Papageienkäfig im Arm. Ängstlich schaut sie um sich her, stellt das Bauer ins Gras und öffnet die Gittertür. Es ist so still umher, daß ich sie flüstern höre:

„Geh nur! — Geh nur raus, — Du! Schau, — hier unten, hier ist das Türchen! —“

Das dauert eine gute Weile. Endlich scheint sich das Eichhorn besonnen zu haben und entwischt. Ich höre sein Knurren und Meckern in den Ästen.

*

Ich vergegenwärtige mir:

Im dunkeln Zimmer liegt die Kleine allein und denkt an das gefangene Tier. Sie kann nicht einschlafen, weil ein Unrecht geschehen ist. Sie will Johannes nicht bitten, das Eichhorn zu befreien. Er hat sich Mühe gemacht, es zu fangen, — vielleicht ist er stolz darauf? wer will das wissen? — Der Vater? — Sie wird nicht wagen, ungefragt zu ihm zu sprechen. Frau Rosalie? Die geht das nichts an, und es darf auch wegen Johannes nicht sein, weil sie ihn nicht leiden mag. Sie selbst muß es tun, — sie ganz allein, weil sie zuerst das Eichhorn haben wollte!

Das Haus liegt ganz still. Vor den Fenstern scheinen die Sterne. Sie muß über den dunklen Flur, durch das schweigende Treppenhaus. Ob die himmlischen Heerscharen schon munter sind? Das tote Mütterlein, sagt Rosalie, ist immer unsichtbar um sie her. Vielleicht steht es drunten unter dem Gewölbe, wo die Kellertreppe hinter der Tür zum Vorplatze beginnt? Oder auf der Wiese draußen unter den dunklen Bäumen und lächelt sein

arges Totenlächeln zu den Sternen auf? Bei Licht ist alles so einfach, — aber sie wagt nicht, Licht zu machen.

Sie kann sich auf die Seite legen und alles vergessen. Ja, das ist wohl wahr. Sie kann an andre Sachen denken, als wäre nichts geschehen, und — morgen ist auch noch ein Tag! Da wird sie Johannes bitten. Sie versucht, sich erst damit zu trösten und dann einzuschlafen. Aber es ist wie ein Schicksal über ihr und dem gefangenen Tier. Sie findet keine Ruhe. Auch versinken die andern Sachen, an welche sie sich zu denken zwingt, spurlos und ohne Anteil aus ihrem Bewußtsein, — ja, gerade weil sie sich an anderes zu denken müht, vergißt sie keinen Augenblick, warum sie das tut.

Aber das Tier soll wissen, daß man es nicht vergessen hat über Nacht! Vielleicht sitzt es hinter seinem Gitter und schaut nach Cornelia aus? Vielleicht ist sein Herz voller Leid? Gewiß, — es kann ja nicht munter sein, — es leidet! Es denkt an die hohen Baumwipfel, — an die Freiheit draußen, wo es wohnt. Der

Käfig ist auch zu eng. Da steht sie schon vor dem Bette.

Eigentlich war es gar nicht so schwer, in das dunkle Zimmer zu gehen. Zögernd tritt sie zur Tür. Mit dem Gange draußen ist's doch anders. Furchtsam öffnet sie. Sie schließt ganz fest die Augen und tastet sich bis zur Treppe. Dann schaut sie einmal flüchtig auf. Es geht, — die Angst ist gar nicht so groß, wie sie erst gedacht. Oder redet sie sich das nur ein? — Schnell läuft sie in's Erdgeschoß hinab und tritt in den Vorraum, wo das Bauer auf dem Fensterborde steht.

Das Eichhorn ist wach. Wie Cornelia herantritt, macht es ein erschrockenes Männchen und schnalzt ganz leise mit der Schnauze. Aber noch kann sie den Käfig nicht anfassen. Sofort wirbelt das Tier wieder im Kreise, närrisch, sinnlos und im unbegreiflichen Tumulte der Todesangst. Sie öffnet das Gittertürchen, — aber die Nacht hat das zärtliche Geschöpf des Waldes verwandelt. Sein bebender Schatten lauert miteins und droht, — sein Wirbel ist in großem Zorn geschehen!

Schnell schlägt sie das Gitterchen wieder zu. Wenn es herausschösse und beißen wollte? Johannes war selber ängstlich, — oder war sein Zögern, in die verdeckte Grube zu greifen, Scherz gewesen? Dann rafft sie sich innerlich auf und fühlt auch sofort, wie das Dunkel von ihr weicht. An seine Stelle tritt eine nüchterne Helligkeit, — in ihr vermag sie alles zu tun, was dem Tiere nützlich sein kann. Sie öffnet das alte Tor zum Park, schaut sogar in die Ecke, wo die finstre Kellertreppe beginnt. Draußen empfängt sie die kühle und gute Sternennacht. Wie selten hat sie die Sterne gesehen! Ach, wer bei Tage nur leben darf! Hat sie denn all die Zeiten geschlafen, all die Stunden versäumt, als hier draußen die kleinen Lichter brannten? Sie atmet tief und froh. Dann stellt sie das Bauer rasch in's hohe Gras und öffnet das Türchen zum zweiten Male. „Geh nur! — Geh nur raus, — — Du! Schau, — hier unten, hier ist das Türchen! —“ Noch zögert der kleine, unruhige Schatten im Gestänge. Dann zuckt er in die Freiheit der kühlen Nacht.



Wie sie sich wendet, ist die Helligkeit in ihr groß. Es geschieht ihr miteins, und nur einen ganz kurzen Augenblick, — daß die Sterne, die fast unsichtbaren Bäume, der weite Nachtraum in ihr selber sind. Es wird ihr so leicht zu Sinn, als könnte sie fliegen, wenn sie nur

wollte. Dann besinnt sie sich, und das Wunder verweht wie ein kühler Hauch. Jetzt steht sie wieder ganz auf dem Rasenplatz und besinnt sich beinahe ein wenig, wie es sie denn in diese fremde Stunde getragen. Hat sie wirklich ganz allein den Weg von ihrem Bette bis hier vor das Haus durchmessen? Sie kann sich der Sterne, der Dunkelheit gar nicht mehr freuen. Das Dunkel wird wieder lebendig, wächst über ihr und beschattet sie ganz. Zaghaft öffnet sie die Hand, — aber nichts bleibt darin zurück. Nur heimlich in ihrer Brust ein spärliches Zeichen, arm und freundlich, so, wie es hilfreich und über ihren geringen Kräften war. Das Dunkel kommt wieder, — das Grauen aber ist fort.

Die Gänge, das Stiegenhaus schweigen noch immer, die Schatten sind tief im Hause ausgebreitet, aber das Finster ist still und gewiß, voller Güte fast und ohne Geheimnis, als sei schon Tag geworden. Wie sie die letzte Stufe erreicht, stehe ich mit der Kerze vor ihr, und Cornelia kommt wie in großer Wachheit zu mir herauf, schaut freundlich in das stille Licht.

Zu lauter Rede findet sie nicht, — flüstert mir ihr Geheimnis zu: „Johannes, — das Tier ist gegangen. —“

Ich nicke nur und führe sie an ihre Zimmertür. Ihre Arme ziehen mich nieder. Sie küßt mich zur guten Nacht. Ihre Augen sind dunkel und froh, — nur die Flamme der Kerze spiegelt zwiefach ihren hellen Schein daraus zurück.

*

Wer hätte das geglaubt? Frau Engelhart hat mich beim Freiherrn verklagt, ich stelle ihr heimliche Fallen. Wie mich der Freiherr ruft, lache ich erst, weil mir's an Sinn gebricht, das Düster zu fassen, das mir von seinen Augen kommt.

„Sie sollen eine Grube ausgehoben haben. Sie sei mit dem Fuße darein geraten.“

Ich erkläre den Sachverhalt. Aber mir ist, als übe der Gutsherr Zwang auf seine eigene Lustigkeit aus. Ich will doch ein Wort mit der Alten selber reden.

*

Heute ein Mißgeschick bei Tische:

Cornelia beschämt ihren Vater vor mir. Ich bin ganz ratlos, wie sich's vertragen wird mit meiner Stellung hier im Hause.

Der Freiherr blickt sie unterm Essen an und sagt unvermittelt: „Corry, — ich höre, Du kannst bis Hundert zählen?"

Cornelia ist ganz erschrocken. Dann antwortet sie:

„Frag' nur Johannes. — Dir sag' ich's nicht. —"

Jetzt fordert aber der Freiherr, daß sie zählen solle. Cornelia schweigt und schaut auf ihren Teller, als kröchen Spinnen darauf. Dann hebt sie die schlimmen Augen und sucht Hilfe bei mir. Ich versuche, ihren guten Willen zu lenken: „Zeig doch dem Vater, wie weit Du kommst, — dann freut er sich." Und Cornelia: „Ich will aber nichts sagen vor ihm. —"

Sie steht auf und verläßt schweigend den Saal.

Herr von G.... ist sichtlich bestürzt, dann lächelt er, aber ich sehe doch genau, wie sein

Mund ihm dabei helfen muß. „Was meinen Sie, Herr Ter Moolen, — ist das nun böser Wille?“

Ich sage still und ganz ohne Parteilichkeit:

„Vielleicht —“

Dann rufe ich Cornelia zurück, — aber sie kommt nicht sogleich. Ich muß sie holen. Draußen sage ich ihr ernst: „Du mußt tun, was Dein Vater von Dir will, Cornelia!“ Sie reißt ihre Hand aus der meinen, — ziemlich ungestüm, aber in ihren Gedanken nicht zornig bei mir, — geht mir voraus, geht auf den Freiherrn hin, bleibt vor ihm stehen und zählt. Sie kommt bis Zwanzig, — schaut dann auf und fragt mit einer Kälte, daß ich erschrecke:

„Ist das genug gewesen?“

Herr von G... erwidert, berührt und etwas finster:

„Gewiß —“.

Das Mittagessen geht ohne weiteren Zwischenfall zuende. Gut, daß sie wenigstens mir gehorsam war. Ich glaube, der Freiherr ist böse auf uns Beide.

*

Ich liege heute Mittag im Grase, beim Tümpel, in der Sonne. Mein Buch will mich nicht recht gefangen nehmen, — die Sonne ist mir wichtiger als der blasse Lebenstraum seiner zweifelhaften Gestalten. Ich bin gezwungen, jeweils über den Rand des Buches hin die blauen Wasserjungfern zu beobachten, die mit ihren gläsernen Flügeln im Schilfwalde klirren. Von den Wiesen zieht sommerlicher Mahdgeruch über die Gartenmauer herein.

Frau Rosalie kommt mit Cornelia gegangen. Das Gebüsche verbirgt mich den Beiden. Ich höre jedes Wort und kann noch dazu zwischen den Ästen durchschauen.

Die Alte trägt Blumenscherben und einen Rechen. Vor dem Gartenhause bleiben sie stehen, — ganz nahe bei mir. Frau Engelhart redet auf Cornelia ein:

„Frage mich nicht, Kind, — frage nicht! — Soll ich alles wissen? Hab ich nicht eigene Sorgen genug? Geh zu Deinem Lehrer. Der wird das wissen. Ich bin zu nichts nütze mehr. Alte Leute sind überflüssig, Kind. — Man

soll mich in Frieden mein Gnadenbrot essen lassen. Das gefällt ihm! Und ich hätte meine beiden Beine dabei brechen können, beide, — wie sie da sind! Freilich, er wird wohl warten müssen, bis ich in die Grube fahre. Vertreiben? — vertreiben will er mich? — Hab ich das um's Engelchen verdient, he?"

Cornelia antwortet nicht. Ich bin wirklich froh, daß sie jetzt schweigt. Aber die Alte scheint einen Gedanken des Kindes aufzunehmen: „Ich und ihn nicht leiden mögen? Geh, Du bist ein närrisches Kind! Die alte Rosalie wartet auf den Feiertag da droben. Was schiert sie die Welt? Nur um's Engelchen ist's schade! Wie sollt' ich ihn nicht leiden mögen? Hat er nicht ein lustiges Ding aus meinem Engelchen gemacht? Den ganzen Tag springt es umher und lacht und scherzt und singt! Freilich, mit dem Gebet ist's jetzt vorbei. Der liebe Gott kann zusehen, woher er fromme Kinder bekommt! Und das Mütterchen? — Alles ist vergessen, was Rosalie gesagt hat! Gar nichts will das Engelchen vom toten Mütterchen mehr wissen!

Darf die alte Rosalie nichts mehr sagen, he? — Wozu ist auch der junge Herr da? Der wird das Mütterchen aus dem Feuer beten! So sieht er aus. — Nimm den Rechen und stell ihn da an die Wand. —“

Jetzt höre ich Cornelia:

„Ist das Mütterchen noch immer im Feuer?“

„Dein Mütterchen hat die Ölung nicht. Ohne Ölung kann niemand selig werden. An den Himmel ist ohne Ölung nicht zu denken. Nur die Gebete der frommen Kinder können arme Sünder aus dem Feuer erlösen. — Ich hab Dir's ja deutlich genug gesagt. Sieh Du nur zu, wie Du damit zustande kommst. Und sagar das heilige Nachtgebet hat er verboten!“

Cornelia fragt: „Ist das Mütterchen ein armer Sünder?“

Frau Engelhart erwidert: „Hast Du nicht gesehen, wie es Deinem Mütterchen ergangen ist!? — Glaubst Du, der liebe Gott hätte seinen Schlitten umgeworfen, wenn es nicht sündig gewesen wäre? Glaubst Du das? — Was wird er erst mit Dir machen? Gib ja acht, — gib ja acht! — Aber wozu rede ich denn? — Das

Gebet nicht mehr sprechen, alle Furcht vor der Hölle vergessen, — dem Teufel ein Schnippchen schlagen, he? — und meinen, er drücke ein Auge zu?“

Ein wenig erschrickt sie doch, die unsägliche Schwätzerin, wie ich jetzt vor ihr stehe. Scheu und zornig streift mich ihr Blick, so ehrlich von Haß beseelt, — wenn Haß denn beseelen kann, — daß ich mich wundere, wie freundlich sie noch sagen kann: „Geh nur, mein Engelchen, — geh nur mit ihm!“

Ich ziehe Cornelia mit mir fort. Am Tümpel, wo noch mein Buch liegt, setzen wir uns nieder. Ich versuche jetzt wirklich, nicht beleidigend im Lehrhaften zu verflachen, — sage ganz heiter, — ohne jeden Ernst: „Bitte, höre zu, — das ist ja alles Unsinn, was die alte Rosalie da schwätzt. Kommt es Dir nicht auch so vor?“

Cornelia hat sich herbeigelassen, — wendet nur einmal noch flüchtig den Kopf, — aber Frau Engelhart ist schon auf dem Wege zum Hause.

„Deine Mutter hat sterben müssen. Das ist

leider wahr. Die Pferde haben ihren Schlitten umgeworfen. Du weißt es ja und warst selbst dabei. Dein Vater hat mir erzählt, daß die gute Frau Rosalie ein bißchen wunderlich geworden ist. Was meinst Du? Ich habe eben zugehört, wie sie mit Dir gesprochen hat, und finde das jetzt auch. Du brauchst deshalb nicht traurig zu sein, — es ist aber auch kein Grund vorhanden, deshalb zu lachen. So ist es eben manchmal mit alten Leuten. Sie werden müde und fangen mit offnen Augen zu träumen an. Stell' Dir vor: siebzig Jahre und mehr auf den Beinen, — soll man davon nicht müde werden? Wenn Du müde bist und einschläfst, dann träumst Du auch, — aber wenn die Sonne scheint und Du bist aufgewacht, dann merkst Du, daß alles, was Du erlebt und gesehen hast, nicht wirklich war. Du mußt begreifen, daß die alte Rosalie vor lauter Müdigkeit schon ein bißchen mit offenen Augen träumt. Das läßt sich verstehen. All das dumme Zeug, was sie redet, das sind nur ihre wunderlichen Träume. — Es gibt keine Hölle, Cornelia, und es gibt auch keinen Himmel, als den schönen,

blauen Himmel, den Du da siehst. Es gibt keine Teufel und keine Engel. Wo sollen sie denn herkommen? Deine Mutter ist auch nicht im Feuer. Sie liegt ganz still und freundlich in ihrem Grabe, — aber wenn Du drin nachschauen wolltest, dann würdest Du sehen, daß sie schon ganz fort ist. In Deiner Erinnerung und in Deinem Herzen, — da ist Deine Mutter noch. Sie lebt auch nur in den guten und hellen Gedanken, die Du Dir von ihr machst. Es gibt kein Leben nach dem Tode. Die Blumen, die wir pflücken, blühen auch nur eine kleine Weile, — dann lassen sie die Köpfe hängen und welken. Ein paar Tage später sind sie fort. Genau so ist es mit den Menschen. Nur die Liebe ist unvergänglich, weil sie über die Todesstunde weiter in unseren Gedanken und Taten lebt. Du kannst ganz ruhig sein wegen Deiner Mutter. Nichts ist in der Welt, das nicht voller Güte und Freude wäre. Nur die Menschen machen sich dumme Gedanken. Glaube mir. —"

Cornelia schweigt. Sie zweifelt meinen Worten nach. Ich glaube aber doch zu spüren, wie ihre Gedanken sich schlichten.

Ich weiß nicht, ob es recht war, mit Cornelia über diese Dinge zu sprechen. Im Augenblicke scheint uns manches wohlgetan, — später zeigt sich, wie man's besser hätte machen sollen. Jetzt irrt sie eine Weile zwischen meinen Worten und dem Geschwätze der Frau Engelhart umher. Auch fragt sie mich häufiger deshalb. Wäre nicht auch ihre Munterkeit, — ich müßte mir wirklich Sorgen machen. —

*

Gestern ruft sie mich zum Weiher. Ganz atemlos kommt sie durch den Park gerannt.

„Johannes! — so komm doch nur! Der Froschkönig ist da! Er sitzt am Wasser und ißt!"

In der Nähe des Tümpels tritt sie leise auf, wie ich ihr folge, — hält mich zurück und will doch, daß ich dabei sein soll. „Er hat ganz goldene Augen, — er muß der Froschkönig sein!"

Unter dem wilden Rhabarber sitzt eine große dunkle Kröte.

„Du darfst ihn nicht stören, — schau nur, wie er da sitzt! — wie es in seinem Halse wackelt!“

Wir versinken beide eine gute Weile, Cornelia im Anblick des Froschkönigs, ich in dem ihren. Der Ausdruck ihrer Blicke hält die Mitte zwischen Ehrfurcht und zärtlichem Spott.

Eine Fliege summt herbei, läßt sich auf einem Blatt in der Sonne nieder. Da zuckt das plumpe Tier wie ein erdiger Blitz aus dem Schatten hervor, und um die Fliege ist es getan.

Das hat sie nicht für möglich gehalten, die andächtige Spötterin. Der Froschkönig sitzt wieder ganz träge, als brächte nichts in der Welt ihn jemals vom Fleck. Es hat den Anschein, als wolle er vergessen, daß er seiner Würde zuviel getan. Wer wird sich auch um eine Fliege kümmern?

*

Ich denke mir, daß dies Leben zwischen der unbegreiflichen Welt Erwachsener, die sich dazu noch im Widerspruch mit sich selber dar-

stellt, und der unerforschlichen Gegenwart einzelner Tiere für Cornelia gefährlich ist. Der beste Gefährte für das Mädchen wäre ein anderes Kind. Aber wie soll ich's dem Freiherrn begreiflich machen? Ich fürchte, er wird für meine Vorstellung taub sein. Entweder müßte er Cornelia in eine Schule bringen, oder er müßte ein fremdes Kind auf das Gut ziehen. Zu ersterem wird er nicht zu bestimmen sein, ist doch sein ausdrücklicher Wunsch, Cornelia möchte alleine „erzogen" sein, Ursache meiner Gegenwart hier. Ich will aber doch mit ihm darüber sprechen.

Fast wünsche ich mir, hier selber noch Kind zu sein. Oft trifft's mich aus meiner kleinen Gefährtin Auge wie Vorwurf, daß ich so sicher, daß ich so zugeneigt nur bin. Obwohl ich in solcher stummen Anklage Grund genug finde, auf ihr Wohlwollen zu schließen, bekümmert mich ihre Verlassenheit doch sehr.

*

Der Freiherr versichert mir, hier keine Veränderung zu wünschen. „Ihre Pflicht ist einzig, das Kind zu unterrichten, — überlassen Sie mir die Sorge um sein seelisches Wohlergehen.“ Ich habe diesen seinen Ausspruch hier niedergeschrieben, — er scheint mir vielsagend. Glaubt Herr von G... wirklich, die Seele seines Kindes zu kennen? Versteht er meine Pflicht nur in solcher kläglichen Einschränkung? Will er nicht anerkennen, daß er Corneliens Munterkeit nur der Tatsache zu danken hat, daß ich ihr Herz für unsere gemeinsame Arbeit gewonnen habe? „Sie werden mir Cornelia bald ganz entfremdet haben!“ — Kann man's deutlicher sagen? Er ist eifersüchtig und vergißt, daß er selbst seinem Kinde fremd geblieben ist und daß sich dies heute zeigt. „Ich nehme an“ — so Herr von G... — „daß Sie Wert auf einen reibunglosen Verkehr in meinem Hause legen.“

Ja, — hierin irrt sich der Freiherr nicht. Nur finde ich schmerzlich, daß es um Wesentlicheres zwischen uns geht. Sollen mir die Hände gebunden sein?

*

Ich habe mit meinen Versuchen, das Kind Frau Engelhart zu entziehen, kein Glück. Gestern hat die Alte Cornelia mit zur Kirche genommen. Sie ist ganz erfüllt von diesem Erlebnis, und nichts in der Welt bringt sie von ihrem Hokuspokus ab. Selbst im Unterricht zeigt sich das. Sie ist einigermaßen zerstreut und irrt mit den Augen vom Buche ab, stellt die sonderbarsten Fragen während ihrer Aufgaben. Ich hätte gar nicht mit ihr sprechen sollen. Jetzt hat sie's blank von der Kanzel, daß die Toten umgängliche Leute sind.

*

Es ist weitaus schwerer, Angstvorstellungen aus einem Kindergehirn zu bannen, als solche Vorstellungen darin zu erwecken. Die kindliche Phantasie neigt sich weit eher dem Unerklärlichen und Märchenhaften zu als den einfachen Tatsachen des Naturgeschehens. Cornelia selbst steht all meinen Bemühungen, diesen Spuk zu vertreiben, am meisten im Wege. Liegt nicht sogar ein kleinwenig Triumph in ihren Äußerungen. „Ich fürchte mich sehr!“

oder: „Heute hab ich geträumt —"? Es geschieht auch mitunter, daß sie mich geradewegs zu belehren versucht. Gelingt ihr das nicht, nehme ich nicht teil an ihren Betrachtungen oder Ängsten, verliere ich sofort ihre Beachtung und muß erleben, wie sie sich gleichsam in sich selber zurückzieht, um in ihre Träumereien zu versinken. Ihr Verstand ist derart erfüllt von Dingen, die bei aller Überlegung ganz einfach nicht zu begreifen sind, daß sie meine Erklärungen nicht mehr hören will. Oft antwortet sie mir mit der Behauptung dessen, was ich kaum versucht habe, ihr auszureden.

*

Wenn es so weitergeht, wird Cornelia noch ganz von Kräften kommen. Ihre Eßlust hat bereits Schaden gelitten, und ich glaube, in der Annahme nicht fehl zu gehen, daß ihre Nervosität, ihre Empfindlichkeit und ihr bleiches Aussehen Folgen einer dauernden Erregtheit ihrer Phantasie sind. Ich muß mir vergegenwärtigen, daß die Voraussetzungen für jede natürliche Überwindung dieses Zu-

standes die denkbar ungünstigsten bei ihr sind. Hauptperson und Mittelpunkt all ihrer Einbildungen ist jeweils ihre tote Mutter. Um ihre Erscheinung spinnt sie den ganzen Reigen von Frau Engelharts Teufeln, Heiligen, Engeln und Gespenstern her, die sie fürchtet und doch wieder zu brauchen scheint. Mit diesem Zustande einer zweifellosen Aufnahmefreudigkeit für das Vage und Dunkle habe ich nicht genug gerechnet. In meinen Sorgen bahnt sich die Hoffnung an: wenn sie die Teufel liebt, dann werden sie ihr auch nicht über den Kopf wachsen. Es ist vorallem schwer, Auskunft über all diese Seelen Abgeschiedener und Geister des Himmels zu erhalten, — ohne das Kind in seinen Worten und Begriffen festzulegen. Ich kann nicht einfach fragen: ‚Wer ist der späte Engel?' Ich fürchte, sie wird ihn mir genau beschreiben und an ihre Darstellung dann inniger glauben, als hätte ich freudig zugestimmt, daß ich ihn gleichfalls kennte. —

*

Ich habe mich doch in der Wucht dieser Vorstellungen ihrer Phantasie geirrt. Ich muß einsehen, daß ihre Hinneigung zu diesen Finsternissen durchaus nicht harmlos ist. Ich bin von der falschen Voraussetzung ausgegangen, daß nur „starke Naturen“ den Tod und das Dunkel lieben, daß, je reicher und lebendiger die Seele eines Kindes beschaffen wäre, auch umso leidenschaftlicher ihr Hang nach den Rätseln des Werdens und Vergehens sei. Ich habe einmal versucht, ihre ganze Gespenstergesellschaft in's Lächerliche zu ziehen, bin aber sehr übel damit gefahren. Ich darf keinen Augenblick vergessen, daß Cornelia dem Tode leibhaft in's Angesicht geblickt — daß sich ihre dunklen Süchte um das Bild der verlorenen Mutter scharen, und daß ihr Bewußtsein vom Einbruche tatsächlicher Erfahrung bedroht ist. Vielleicht würde ein weniger empfindsames Kind solche Erinnerungen vergessen. Es besteht gar kein Zweifel mehr für mich: sie ist in großer Gefahr, die Kleine.

Die wirksamste Ablenkung von allen Trübseligkeiten ihrer Furcht wird unterbrochen:

unsre gemeinsamen Fahrten in Wiese und Wald. Es regnet seit etwa vierzehn Tagen, und wir sind ganz ausschließlich auf dieses graue und traurige Haus angewiesen, in dessen Ecken und Gängen sich Schwermut und Träume gleichsam selbständig bilden und ballen. Trifft man sie jetzt im Gang oder auf der Treppe, begegnet man ihr unversehens in der Dämmerung, erschrickt sie wie ein scheues Waldtier, lacht dann ganz hilflos und wird doch von keiner rechten Munterkeit mehr erhellt.

*

Wie hat sich ihre kaum erwachte Lustigkeit in scheue Furcht verwandelt! Ich errate halb, halb hörte ich aus ihren Worten: der Vater, Frau Engelhart haben ihren Vertrauensäußerungen in meine Person Schranken gesetzt, die sie offenbar nicht mehr zu überspringen wagt. Oft meidet sie meine Gegenwart geradezu auffällig, obwohl ich zu bemerken glaube, daß sie mich nur ungern verläßt und lieber in meiner Nähe bliebe. Auf mein Zimmer kommt sie gar nicht mehr. Ich frage sie deshalb heute früh ganz offen; — da höre ich's denn!

„Ich darf nicht mehr, Johannes. — Sei nicht traurig.“

Diese beiden Sätze machen mir viel zu schaffen. Man hat also bewußt Mißtrauen in ihr Herz gesät! Gleichwohl empfindet Cornelia selbst, daß man mir Unrecht tut. Dies Gefühl kleidet sich in ihrer Sprache in die Worte: „Sei nicht traurig“. Nach Tisch habe ich sie mitgenommen.

„Was ist, Cornelia? — Warum darfst Du nicht mehr bei mir sein?“

Sie schweigt.

„Sage mir, Kind, — wer hat Dir verboten, mit mir zu sprechen?“

Sie schweigt nur tiefer, — ihr Kopf sinkt herab, ich kann ihr Gesicht nicht sehen, — die Locken fallen ihr über die Augen. Freiwillig scheint diese Gebärde mir nicht zu sein. Einen Augenblick zweifle ich, ob ich fragen darf, — muß gestehen, daß mein Zorn auf die Anderen mich dennoch drängt:

„Willst Du selbst nicht mehr zu mir kommen?“

Jetzt will sie fort. Aber ich halte sie am Arm. Zum ersten Mal werde ich wirklich ein bißchen rauh:

„Was fällt Dir ein? Du bleibst!“ Es tut mir doch leid, daß ich laut geworden bin, und ich setze gemäßigter hinzu: „Du mußt mir das schon sagen. Ist Dir selber nicht mehr recht, daß ich bei Euch bin?“

Plötzlich weint sie auf. Ihr Kopf sinkt an meine Brust. Ich bin sehr betroffen, sehe sofort, welcher Liebesanteil hier für den Vater verscherzt worden ist, will mich aber unter keinen Umständen in ihre Zärtlichkeit ziehen lassen. Auch soll der Ernst dieser kleinen Tragödie sofort verfliegen, — dafür weiß ich Rat. Ich ziehe ein Taschentuch hervor und bearbeite ihre Nase sachverständig. Schon bin ich zehn Jahre älter geworden und sie drei Jahre jünger.

„Die Nase?“ fragt sie weinerlich.

„Jawohl, die Nase!“ — Darüber hellt sich ihr Kummer auf, und jetzt entsteht zwischen uns, was zuvor nur schwierig geworden wäre. Ich fahre ihr ein paarmal über Schopf und Scheitel, — aber sie verdirbt alles wieder:

„Hast Du mich lieb, Johannes?“

Diese Frage stimmt mich hoffnungloser, als ihre ganze Aufführung. Es ist wirklich schwer, hierauf zu antworten. Ich überhöre den leidenden und bittenden Unterton und fange wieder an, ein bißchen grausam zu werden:

„Höre, Du wirst Deinem Vater gehorsam sein. Du wirst fleißig und aufmerksam Deine Arbeit tun. Du brauchst nicht zu heulen und kannst ganz stille sein. — Niemand wird Dich hier kränken. — Dein Vater hat wenig Zeit, siehst Du? Er kann nicht immer alles verstehen, was Du brauchst und was Dich traurig macht. Er meint es aber gut mit Dir, und Du hast ihm oft sehr wehe getan. Wenn er Dich nach Deinen Aufgaben fragt, dann mußt Du ihm antworten. Was soll er denn denken? Er muß glauben, daß Du ihn gar nicht leiden kannst!“

„Ich habe ihn auch nicht lieb!“ sagt Cornelia, — sie sagt es zweimal, und in ihren Tränen blitzt ungebändigter und inniger Zorn.

Ich habe eine große Torheit begangen, — will es nur getreu hier aufzeichnen, damit ich

es niemals vergesse. Ich habe sie nicht etwa hinausgeschickt. Ich habe ihr gesagt:

„Du sollst wissen, daß Johannes Dich lieb hat."

*

Ich eröffne das Vorgefallene dem Freiherrn, versuche, ihm darzulegen, daß ich mich keineswegs mit dem Amte, das er mir zugewiesen, bescheiden kann. Ich bin Corneliens Erzieher, — ich kann erst an zweiter Stelle ihr Lehrer sein. Ich würde kein Recht haben, Cornelia zu unterrichten, wollte ich die Quelle meines Rechtes hierzu verschütten. Der Freiherr ist ruhig, — hört sich das alles schweigend an. Es weht wie Kälte um ihn her. Endlich sagt er, — hält die Brauen emporgezogen und blickt bedenklich und sehr ernüchtert drein:

„Also sie liebt mich nicht, sagt sie? Sie liebt mich nicht, die Kleine! Sie erlaubt sich, — nimmt sich heraus, mich nicht zu lieben? — Schau an!"

Ich verstehe schon, daß er mit diesem Monologe nur sich selber verspotten will, — aber was ist hiermit getan? Er denkt bei allem, was

ich sage, immer nur an sich selber. Dann fällt ein sehr unerfreuliches Wort seinerseits:

„Es ist doch merkwürdig, was das Kind alles bei Ihnen lernt. —“

Ich gönne ihm das Vergnügen, das er sich mit solchen Vorstellungen bereiten mag, — sehe aber auch, daß er die Unterredung beenden will. Jetzt komme ich ihm zuvor:

„Wenn Cornelia Sie nicht liebt, Herr von G..., so ist das Ihre Schuld — oder, wenn Sie wollen, Ihr Verhängnis, — weder Cornelia noch ich können etwas daran ändern. Meinen Sie, wenn das Kind Sie liebte, hätte ich Mittel und Macht, seine Liebe in Haß zu verwandeln? Sie haben eine sonderbare Auffassung der Lebensmächte, erlaube ich mir zu bemerken. —“

Jetzt fragt der Mann vor mir allen Ernstes: „Inwiefern ist es meine Schuld, wenn Cornelia mich nicht liebt? — Wollen Sie die Güte haben, mir das zu erklären?“

Ich will hier verzeichnen, was ich ihm geantwortet habe. Vielleicht gelingt mir das nicht in allen Einzelheiten wörtlich, — aber der Sinn soll getreu beachtet sein:

„Ich weiß, verehrter Herr von G..., daß Sie von der gewohnten Voraussetzung ausgehen, wir Erwachsenen seien Maßstab für Wert und Unwert unsrer Kinder. Es wird mir schwer, meine Ansichten vor Ihnen zu vertreten, weil ich noch jung bin und nur wenige Erfahrungen gesammelt habe. Ich will Ihnen nach innerster Überzeugung antworten, — Sie werden eine Gesinnung nicht fragen, wie alt sie sei, sondern gewiß beachten wollen, woher sie sich schreibt. — Ich muß Ihnen als meinem Gastgeber, als dem Vater meiner Schülerin und in meiner Eigenschaft als Lehrer Ihres Kindes widersprechen, — bitte, beziehen Sie diese Schwierigkeit in meine Worte mit ein. — In der Liebe unsrer Kinder, in ihrem Gehorsame und in ihrer Aufrichtigkeit zeigen sich Glück und Berechtigung unserer Leitung an. Unsre Kinder sind der Maßstab unseres Wertes."

Der Freiherr unterbricht mich noch einmal: „Sie stellen mir also demnach ein wenig günstiges Zeugnis aus?"

Ich fahre unbekümmert fort: „Gewiß, —

aber Sie werden bemerkt haben, daß ich von einer Leitung des Kindes gesprochen habe, — und da Sie Cornelia niemals willentlich oder bewußt geleitet haben, erübrigt sich meine Feststellung, — vielleicht aber auch Ihre Bemerkung. Wer hat in diesem Hause Cornelia beschützt? Wer hat die Furcht und das Grauen aus ihrem Herzen gescheucht? Wer hat ihren Schrecken bedacht, der ihr nach dem Unglücksfalle geblieben? Wer hat dem Kinde Vertrauen und Halt gegeben in all den unerforschlichen und verworrenen Dingen, die ihm von gewissenloser Seite beigebracht worden sind? Wer hat an die Stelle des Todes das Bild des Lebens und der Schönheit gerückt? Wer hat Cornelia mit den Vorstellungen der Hölle und des Himmels erfüllt? — Und wer hat ihr jemals ein Wort der Liebe und Zärtlichkeit gesprochen? Ich muß mit dem Recht meines Berufes in diese Zweifel Ihre verstorbene Frau miteinbeziehen. In Ihres Kindes Erinnerung haften nur jene bitteren Stunden des Unglückfalles, — vom Segen ihrer Mutterschaft, vom heimlichen Fortwirken ihrer ein-

stigen Gegenwart und Wärme habe ich in des Kindes Gemüt nicht einen Hauch verspürt. — Ich bitte Sie, Freiherr, — stellen Sie Ihre Entrüstung über meine Worte dem Wunsche nach Einsicht in die Sachlage hintan! Es geht hier zuletzt um mein Leben. Ich kann noch vor dem Abendbrote meine Koffer packen. Es geht um Ihres Kindes Geschick, geht nicht zuletzt um Ihr eigenes Glück. Handeln Sie, als wäre Ihnen mein Wort willkommen gewesen, — wenn Sie Cornelia retten wollen. —"

Ein Wort hat Herr von G.... doch gehört von allem: „Was ist hier zu retten, Herr Ter Moolen? Sie übertreiben doch sehr, scheint mir." Er schweigt, geht im Zimmer auf und ab, und streift die Asche seiner Zigarre in das Messingbecken, öfter, als es nötig ist, — dann bleibt er vor mir stehen. Erst jetzt besinnt er sich, daß er mir keinen Stuhl geboten.

„Nehmen Sie Platz", — sagt er trocken. Ich setze mich und werde das Unbehagen nicht los, er handle auch in dieser Geste des Verständnisses nur wie ein geübter Schauspieler, der sich selbst in den Aufwand entlegener Ver-

pflichtungen steigert, um vor sich und Anderen zu wirken. „Wie denken Sie sich denn diese Rettung? Ich nehme an, daß Gefahr vorhanden ist, — bitte, bezeichnen Sie beides: die Gefahr und auch die Möglichkeit, sie zu beseitigen. Sprechen Sie ohne Rücksicht auf meine Person."

„Ich danke Ihnen, Herr von G..., — jetzt kann ich zur Sache sprechen. — Die Gefahren, welchen Cornelia ausgesetzt ist, liegen einerseits in ihr selbst, das heißt in ihrer Empfänglichkeit für alles Dunkle und Rätselvolle. Ich müßte von ‚okkulten' Erlebnissen Ihres Kindes sprechen, wenn mir das Wort nicht so zuwider wäre. Der Seelenforscher möchte hier eher Rat und Aufschluß erteilen können, als der Lehramtskandidat, — und Sie werden meinen Einblick in Ihres Kindes Seele auf Rechnung meiner Zuneigung bringen müssen, — wirklich, nur weil mir Cornelia wert ist, begreife ich einiges von diesen Dingen. — Andererseits aber handelt es sich in der Gefährdung ihrer ruhigen und sicheren Entwicklung um den Einfluß der Frau Engelhart, — und

hier sei mir erlaubt, meine Ansicht ohne Rückhalt zu äußern. Diese Frau ist keine Gesellschafterin für Ihr Kind! Ich habe mit Staunen und Befremden wahrgenommen, daß Frau Rosalie trotz Ihres Verbotes abermals mit Cornelia über Gegenstände der religiösen Vorstellung gesprochen hat, — ja, daß das Kind geradezu in eine Art Bann von ihr gesprochen worden ist, aus dem es so leicht kein Entrinnen mehr geben wird, es sei denn, Sie entfernten die Alte ein für allemal aus Corneliens Nähe. Ich nehme an, daß der Hexenglaube des Mittelalters auf derartige Beeinflussung unreifer und unmündiger Kinder zurückzuführen ist, — es braucht nur ein Quäntchen Blödsinn in einer Ansicht zu sein, um sie Kindern und Narren mundgerecht zu machen. Corneliens Gehirn beschäftigt sich nicht allein mehr mit den Dingen des Todes und seiner äußeren Zeichen, wie das ja schließlich bei vielen Kindern ganz harmlos der Fall sein kann, — sondern sie umschleicht bereits die Türe, die zu den Hintergründen des Daseins führt, — wenn ich nicht irre, bekümmert sie

sich um das Fortleben nach dem Tode, um Wandlung und Verwandlung übersinnlichen Seins,' — also um Vorstellungen, die jedem anderen Kinde in ihrem Alter vollkommen gleichgültig sind, wahrscheinlich auch jedem gesunden Erwachsenen. — Ihr Tag, ihre Nächte, ihre Träume und Gedanken sind von Engeln und Gespenstern erfüllt, — sie weiß besser mit den Flammen und Schloten der Hölle Bescheid, als Professor Bautz, — Särge, Leichenhemden und Bahrkränze bilden die Versatzstücke ihres Hexentheaters, und neuerdings sind ihre Vorstellungen sogar durch Orgelmusik unterstützt und bereichert worden, — da Frau Rosalie zufolge Ihrer persönlichen Erlaubnis Cornelia mit in die Kirche nahm. In ihren Mutmaßungen stellt sich die wirkliche Erscheinungwelt bereits als vages Provisorium dar, — ihr Verstand, durch tausenderlei abwegige Betrachtungen gequält und irregeführt, wird täglich tiefer von Zweifel und Argwohn zerrissen und zerstückt. Es ist mir, wie Sie mir selbst anfänglich bezeugt haben, gelungen, das Kind aus dem Banne dieser

Vorstellungen zu befreien. Seitdem Sie aber Cornelia verboten haben, des näheren mit mir zu verkehren, sinkt sie ganz in die frühere Umnachtung zurück."

„Ich habe kein solches Verbot ausgesprochen", sagt der Freiherr nicht ohne Zorn. „Was Ihnen das Kind da vorgeplaudert hat, entzieht sich meiner Einsicht, — aber ich möchte festgestellt haben, daß ich ihm nichts anderes als Achtung und Gehorsam befohlen habe. —"

Ich erwiderte, jetzt kühler und ohne Eifer angesichts seiner Unaufrichtigkeit: „Cornelia hat mir ganz unzweideutig zu verstehen gegeben, daß man ihr mißriet, länger, als es der Unterricht notwendig macht, mit mir zu verkehren. Ihnen möchte ich sagen: wer ein Kind derart darben läßt, daß es bei fremden Menschen Liebe erbittet, wer seinen innersten Stolz, seine seelische Gelassenheit so tief verstört, daß es Hilfe und Schutz bei seinem Lehrer suchen muß, hat das väterliche Recht, Gehorsam zu fordern, verscherzt. —"

Ich will nicht alles niederschreiben, was noch laut zwischen uns wurde, — es wird mich

später ohnehin nicht peinlicher berühren als die Tatsache selbst, daß Herr von G... sich nicht ermannte, Liebe und Kraft zu finden, auf meine Erörterungen einzugehen. Aber einen Satz des Vaters noch, — nur einen:

„Wovor fürchtet sich denn dieses Kind?"“

V.

Soweit habe ich die Aufzeichnungen des Tagebuches wörtlich wiedergegeben. Die Verhältnisse waren seit unserer Unterredung so unhaltbar geworden, daß ich ernstlich bei mir erwog, ob es nicht geratener sei, trotz meiner Verantwortung für Cornelia das Haus des Freiherrn zu verlassen. Daß ich auf meinem verlorenen Posten ausharrte, wurde durch des Mädchens Erkrankung, nicht zuletzt durch des Freiherrn eigene Bitte bestimmt, ich möchte bleiben, bis Cornelia genesen wäre. Sie hatte sich nämlich eine Lungenentzündung geholt.

Der Arzt, den Herr von G.... noch am gleichen Abend rief, stellte das fest, — betonte aber, daß die Erkrankung nur einen Flügel der Lunge ergriffen habe und daß bei sachgemäßer Pflege alles einen guten Verlauf neh-

men würde. Der Freiherr nahm eine katholische Schwester in's Haus.

Ich habe mich von der Selbstlosigkeit und Aufopferung, wie sie von katholischen Pflegerinnen an Krankenlagern geübt wird, oft überzeugt und lange an den Segen ihrer Wirksamkeit geglaubt. Die stille Abkehr von den Wünschen und Hoffnungen „dieser Welt" zeitigt in streng gläubigen Seelen einen hohen Grad der Einsatzbereitschaft, den ich keinesfalls unterschätzen will. Nur stellt sich mir solche Hingabe an das Wohl Anderer als Fähigkeit jedes Dienstwilligen dar, und die Voraussetzung zu äußerster Pflichterfüllung scheint mir keinesfalls mehr der katholische Glaube zu sein. — Selten nur finden sich überzeugte Katholiken zu Taten und Werken bereit, die nicht in das Gebiet der Krankheit oder gar des Todes fallen. Durch den Verzicht auf eigenes Daseinsglück trüben sie aber den Lebenswillen der Kranken eher, als daß sie ihn aufzurichten fähig wären, weil der beständige Anblick ihrer gleichsam todesergebenen Gebärde und ihrer entsagungreichen Tracht

den Hilfebedürftigen stets an die vermeintliche Hinfälligkeit aller irdischen Güter gemahnen. Ich erinnere mich wohl, daß ich mich in meiner Kindheit angesichts eines Krankensaales, in welchem Mönche als Pfleger tätig waren, des Eindruckes, als seien nun diese Kranken alle gleichsam „dem Tode verfallen", nicht erwehren konnte, — und dieses durchaus nicht so ganz kindische Gefühl beschlich mich auch, als Schwester Angelika das Haus des Freiherrn betrat.

Sie war eine bleiche, liebenswürdige und durchaus makellose Person, die niemand ohne Teilnahme und Rührung hätte betrachten können. Das jugendliche Gesicht mit den etwas unnatürlich geröteten Wangen, umgeben von den steifen Tuchflügeln ihrer pathetischen Tracht, die in so augenscheinlichem Gegensatze zur Lebhaftigkeit ihrer Trägerin stand, die schmalen, schnellen Hände, die stets über dem Rosenkranze am Gürtel gefaltet waren, wenn sie unbeschäftigt blieben, verrieten den selbstlosen und liebevollen Anstand ihres Herzens. Man sieht ja nie sehr viel von solchen „Ein-

gekleideten“, und das ist in den meisten Fällen gut, da der häufigste Beweggrund für Frauen, der Welt Valet zu sagen, in ihrer körperlichen Benachteiligung zu finden ist. Sie spinnen sich, übervorteilt von Schönheit und Lebensgeschick Anderer, bei Lebzeiten wie Raupen ein, hängen sich an irgend einem grünen Zweige ihrer Hoffnung auf und warten, möglichst im Schatten, bis der „Engel“ unter ihrer Hülle Flügel ansetzt. Bei Schwester Angelika wenig von alledem. Ich habe erst später erfahren, daß eine große Enttäuschung ihrer Abkehr vorausgegangen war, habe aber diesen heimlichen Grund ihres Lebensverzichtes schon damals durchschaut. Das sicherste Mittel, ein leidendes Herz zu erraten, ist immer, zu erkennen, wie es sich schonend und wissend dem Leide Anderer gegenüber verhält. Nur derjenige, dem das Herz nicht selber dunkel ward, meint in Wort und Werken zu Trost verpflichtet zu sein. Das wahre Leid weist jeden Trost zurück, weil es in seiner eigenen Tiefe seine Rettung kennt. Die christliche Lehre von Trost und Erbarmen hat immer nur bei halben und viertel-Seelen Wirkung getan. Eine „Gottheit des Er-

barmens“ ist ein Widerspruch in sich selbst, denn das wahrhaft Göttliche, die Freude, zieht seine Feuerbahn am hellsten durch den lichtlosen Nachthimmel unserer bedrohten Hoffnungen. Das Christentum wäre niemals zur Verderbnis aller edlen und herben Kräfte der Völker herangereift, hätten nicht jene Halb- und Viertelseelen in der willentlichen Hinwendung an Tod, Verderben und Untergang, an Krankheit und Verkommenheit das sicherste Mittel zur Wiedergewinnung ihrer verscherzten Macht ergriffen. Solange die Lehre des Erbarmens noch unter uns gilt, werden stets die Lebendig-Begrabenen Herrscher und Richter unserer heiligsten Kräfte und Tugenden sein. —

Die Tage gingen grau in grau dahin. Der Regen wollte nicht enden. Am Nachmittage, der Corneliens Erkrankung folgte, betrat ich ihr Krankenzimmer zum ersten Mal. Sie saß halbaufgerichtet in ihrem Kissen, sorglich von Schwester Angelika gestützt, und nahm aus den Händen der Pflegerin Tee und Gebäcke. Als ich eintrat, zog ein Schimmer des Will-

kommens durch ihren verschleierten Blick, — sie schob in sichtlicher Schwäche den Arm der Schwester beiseite und zog mich mit Auge und Hand auf den Rand ihres Bettes nieder.

„Jetzt bist du da“, — flüsterte sie. Dann blieb es eine Weile still zwischen uns, da ich nicht zu sprechen vermochte. Die Helferin war beiseite gegangen und machte sich an der Teemaschine zu schaffen.

Mit Cornelia war eine große Wandlung geschehen. Ihre etwas zu großen Augen strahlten durch die Ferne des Fiebers seltsames Leben aus, — nicht fröhlich oder traurig, — wie soll ich's nennen? — Ihr Blick war voller Heiterkeit, — schelmisch und schaurig zugleich, und um meine Zuversicht, daß es mit ihrer Krankheit nichts auf sich habe, war es getan. In der lichten Kindeswürde, im zartbesorgten Ernste ihrer ganzen Haltung kündeten sich Entfremdung und Fernesein an, als sei sie auf geheime Weise entführt und doch erreichbarer denn je. Auch war sie angelegentlich bemüht, trotz ihrer Schwäche auf alles einzugehen, was gefordert werden könnte, und der-

art gewann ihr Äußeres an Erfahrenheit und wissendem Ernst. Welche heimliche Macht des Blutes hatte ihren Geist beraten? Sie schien den dunklen Ruf zu hören, — nahe und gnadlos, — dennoch blieb ihre Anmut unberührt von seiner Drohung.

Der Regen schlug an die verhangenen Scheiben. Das Kind nahm meine Hand. ‚Wer bist du', — mußte ich denken, — ‚du wissender und aus deiner Abkehr lächelnder Menschengeist, daß du so tief belehrt bist vom unbegreiflichen Schicksal und in deiner Schwäche noch Kraft findest, dich meiner heimlichen Sorge anzunehmen?' — Mir war, als sorgten nicht wir, die freundliche Schwester und ich, um Corneliens Wohlbefinden mehr. Der kleine kranke Mensch saß voller Güte und schweigender Mütterlichkeit in seinem Bette, und um die hellen Locken, um das blaße Gesicht lag das Zeichen leidenden Stolzes wie ein Schimmer von Licht und Würde.

Daß wir so oft das Vertrauen auf die Stimme unseres Herzens verlieren! Ich habe mich nach diesem kurzen Besuche an Corne-

liens Bette töricht gescholten und habe geglaubt, Gründe für die Unzulänglichkeit meiner Gefühle genug zu finden, daß ihre Krankheit gefährlich, ihr Leben bedroht sei. Es ist der trübe Tag, — so versuchte ich, mir einzureden, — es sind die stillen Stunden, — das große Schweigen, das jetzt umso drückender lastet, als ihr Wort und Schritt in den Räumen für eine Weile verklungen sind, — nicht zuletzt die Wandlungen ihrer Krankheit selbst, die sie entführt und in den Schatten des Leides und des Geheimnisses entrückt haben, — es ist jene Wunschlosigkeit und Beseeltheit ohne Willen, die mit den traumverlorenen Stunden des Fiebers über unseren Gemütern mächtig wird, — in ein paar Tagen, — so dachte ich, — wird diese Dunkelheit weichen. Ich hielt mir vor Augen, daß es ihr Anblick gewesen sei, der mich erschüttert habe, — die Deutlichkeit ihres Wesens, welche ihre Schwäche, als seien Jahre vergangen und Cornelia eine junge Frau geworden, heraufbeschworen — und fand viele klugen und trostreichen Einwände gegen das innere Sagen trauriger Ge-

wißheit. Das Mädchen erleichterte mir die Bemühungen zu solchem Selbstbetruge. Sein Zustand wandte sich bald zur Besserung. Der Arzt war mehrere Male gekommen und hatte Herrn von G.... über den äußeren Gang der Krankheit beruhigt. Er sprach nur von inneren Schwierigkeiten, die noch zu überwinden wären. Pflege und Sorgfalt seien geboten, einen möglichen Rückfall zu verhindern. Der junge Arzt schien mir vertrauenswert, — es gelang mir in den ersten Tagen seiner Besuche nicht, ihn beiseite zu ziehen, — aber von seiner Stimme gingen Sicherheit und gute Nüchternheit aus, — so mochte denn alles glücklich enden. Bald war ich eines fröhlichen Glaubens, unser Unterricht könne bald wieder beginnen, und vergaß den Schatten, den ich nur flüchtig und offenbar in allzuempfindsamer Sorge erschaut. Fast war ich den Ereignissen der letzten Tage dankbar. Hatten sie mir doch neben der Gewißheit, daß Cornelia mir aufrichtig zugetan sei, die Genugtuung beschert, daß der Freiherr meine weitere Gegenwart freundlich und mit Bestimmtheit gefordert

hatte. Vom Bette seines erkrankten Kindes war eine stille und wortlose Kraft ausgegangen, — Cornelia stiftete Versöhnung zwischen uns, — selbst Frau Engelharts tückische Blicke trafen mich nicht oder verfehlten doch darin ihres Zieles, daß ich sie weder sah noch empfand.

Heute gestehe ich mir ein: — mir war alles deutlich gewesen, — vom ersten Augenblicke ihrer Erkrankung an. So rasch und unbehindert betrat kein kindliches Herz die Gefilde des Wissens und der gültigen Schau, der Tod habe es denn auf die Reise geschickt. Die Krankheit — das mochte wahr sein — war nichts als ein flüchtiger Weg zu solchem dunklen Ziel. —

*

Wenn ich die tiefe und zärtliche Neigung eingestehe, die mich in diesen letzten Tagen zu Cornelien ergriff, wird es mir leichter sein, ihren Abschied zu schildern. Mit dem schmalen Hinweise, daß des Kindes Lebenswille gebrochen worden war, daß die Torheit und Schwäche ihrer Erzieher nicht zu verhindern

gewußt, die Pforte der Finsternis vor ihrem entgeisterten Blicke zu verschließen, ist so gut wie nichts über jene Gewalten gesagt, die sie aus unsrer Mitte entführten. Nur die Liebe hat Fug und Recht, vom Herzen zu sagen, — denn nur die Liebe weiß, was im Herzen ist.

Der unberatene und schutzlose Geist des Kindes fiel tiefer in Schlingen und Maschen der Finsternis, als daß die späte und hilflose Reue des Freiherren ihn noch hätte erretten können. In Corneliens traumwachen Fiebernächten tat sich das Reich solcher Dunkelheit klanglos auf, um aus seinem lichtlosen Tore die allzuoft beschworene Gestalt der toten Mutter zu entlassen. Sie hob sich grau und karg aus dem Sarge des Zwielichts zwischen Dämmerung und Geistestrug, lustlos und unbeseelt, — ein rächender Schatten ohne Liebeshauch.

Schwester Angelika klopfte früh morgens an meine Stubentür. Es mochte vier Uhr gewesen sein, und die Morgendämmerung hatte kaum erst begonnen. Ich warf mich rasch in die Kleider und trat vor die übernächtigte und bleiche Wärterin hinaus.

„Was ist geschehen, Schwester?“

„Kommen Sie, Herr Moolen. Cornelia verlangt nach Ihnen. Ich darf das Kind nicht alleine lassen, und im Hause schläft noch alles. —“

Ich folgte ihr schnell und leise.

Als wir das Krankenzimmer betraten, war Cornelia eingeschlafen. Ihr schmales und spitzes Gesicht lag auf ihren Arm gebettet. Die kleine, schmale Hand hing ergeben und wie von tatlosem Griff halb geschlossen, über den Rand des Lagers herab. Ihre dunklen Wimpern lagen wie zwei kleine Schatten auf ihren Wangen, und die helleren Locken ringelten sich feucht um die bleichen Schläfen her. Das kleine Nachtlicht, ein schwimmender Docht im Glase, warf seinen zuckenden Kreis an die Decke des Zimmers, — vor den Fenstern troff im Regenfall ein grauer Morgen.

„Sie schläft“, — flüsterte jetzt die Helferin und sah mich ungewiß an.

„Ich danke Ihnen dennoch, Schwester, daß sie mich gerufen haben. Ich werde solange vor der Türe warten, bis Cornelia wieder munter

ist." Ich erschrack über das verfehlte Wort, als sei mir seine Sinnlosigkeit erst nun, da es gefallen war, ganz zum Bewußtsein gebracht worden, und ich setzte wie entschuldigend hinzu: „Freilich, — so munter sieht unser Kind nicht aus. —"

Die Schwester bot mir einen Stuhl und bat mich, zu bleiben. Sie schenkte mir aus einer Karaffe Südwein in ein Glas und reichte es mir mit freudlosem Lächeln hin.

„Nehmen Sie, — der Freiherr war so gütig, mir das zur Stärkung anzubieten, — aber ich trinke keinen Wein." Dann schwieg sie eine Weile, und ich leerte das Glas, zweifelnd, ob ihre Darreichung eine Tat der Hilflosigkeit gewesen sei. Aber ich sah, daß sie mit Blick und Gemüt ganz bei Cornelia weilte, und gab mir Mühe, den letzten Schlaf aus meinen Augen zu scheuchen.

„Es war eine schwere Nacht für das Kind", begann die Schwester nach einer Weile. „Ich habe Sie gerufen, weil ich mir nicht mehr zu helfen wußte. Auch bat Cornelia, ich möchte Sie holen. Sie hat wieder und wieder nach Ihnen verlangt."

„So ist der befürchtete Rückfall eingetreten?“

„Ach, nein, —“ erwiderte sie mit rätselhaftem Blick, — „ich glaube, daß alles, was ich in dieser Nacht erfahren habe, wenig mit ihrer Krankheit zu schaffen hat.“ Dann schwieg sie abermals, aber es war deutlich, daß sie mehr noch auf dem Herzen trug. Ich half ihr und war froh, daß es mir gelang.

„Kommen Sie, Schwester. Wir gehen einen Augenblick auf die Diele hinaus. Sie können die Türe anlehnen und sofort wieder bei Cornelia sein, wenn sie Ihrer bedarf.“

Schwester Angelika zögerte einen Augenblick, — ich sah aber, daß sie die Bedenken, die ihr gekommen sein mochten, verwarf, als ihr Blick auf das schlafende Mädchen fiel. — Sie folgte mir schweigend.

Wir saßen in den tiefen Stühlen unter dem Treppenhaus. Hier war eine Art Empfangsraum für Besucher, die in die Räume des Freiherrn hinüber wollten, der im gleichen Stockwerk wohnte. Der trübe Tag war vor den Scheiben hell geworden. Es regnete noch

immer, — trommelte einförmig auf dem kleinen Blech des Vordaches über dem Portal der Freitreppe.

„Erzählen Sie, Schwester, was geschehen ist. Glauben Sie noch an ein gutes Ende?“

Die Schwester sprach jetzt, leise und verhalten, wie es ihre Art war, nicht ohne häufig ihre Worte zu unterbrechen und nach der halbgeöffneten Türe des Krankenzimmers zu lauschen.

„Cornelia hat heute Nacht Besuch gehabt. Ich bin nicht abergläubisch, — wissen Sie? — ich meine nicht, daß die Toten leibhaft wiederkehren können, — aber was ich heute nacht erfahren habe, war grauenvoll und hat mich furchtbar über Corneliens Schicksal belehrt.“

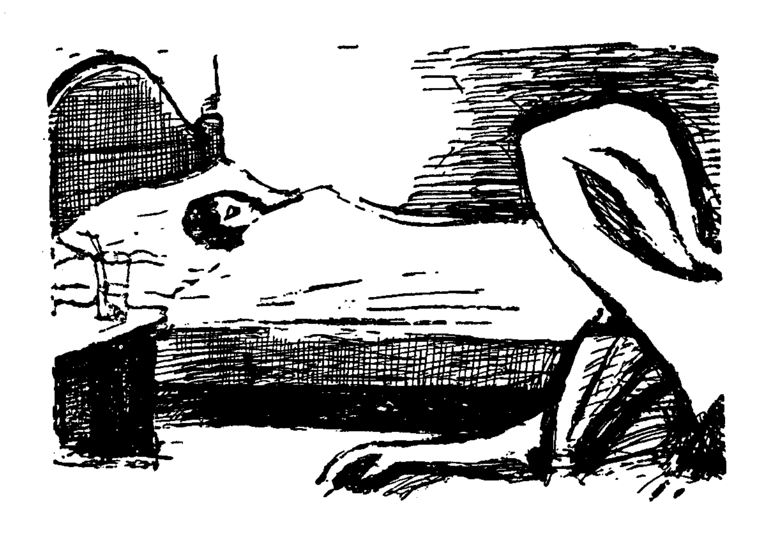
Sie sah mich an, als besänne sie sich plötzlich, ob ich auch hören dürfe, was sie sich zu sagen angeschickt, — dann fuhr sie fort: „Ich bin in Ihren Augen vielleicht nicht vertrauenswürdig, weil ich so sichtbar das Kleid der Würde und des Vertrauens trage? Das kann ja sein. — Aber ich will Ihnen doch sagen, was geschehen ist. Sicher glauben Sie mir dann. —“

Ich antwortete ihr, damit es ihr leichter werden möchte: „Die Würde, die Sie Ihr Kleid in Zweifel ziehen läßt, liebe Schwester, verbürgt mir ein gutes Recht des Vertrauens. Bitte, sprechen Sie ruhig und seien Sie gewiß, daß alles, was ich über Cornelia erfahren soll, mir wichtig ist, als sei sie mein eigenes Kind. —“

„Gegen zwei Uhr wachte sie auf. Ich hatte ein kleines Buch um das Nachtlicht gestellt, damit sie im Dunkel tieferen Schlaf fände, und saß am Fenster, — lauschte auf den Regen. Wie ich zum Bett hinüberschaue, sitzt das Kind aufrecht im Kissen, den Blick in unbeschreiblicher Not auf den schwankenden und steilen Schatten gerichtet, der vom Buche im Winkel der Stube lag. Eigentlich war die ganze Seite des Zimmers in diesen bewegten Schatten getaucht, — aber Corneliens Blick zwang mich, in den Winkel zwischen Tür und Kleiderschrank zu schauen, wo ich nichts sah, als das unbestimmte Dämmerlicht der Nacht. Dann sprach die Kleine: ‚Bist du nicht tot, Mütterchen? — Warum schaust du mich

nicht an? — Warum kommst du nicht zu mir?' — Es überlief mich. Ich kann Ihnen keine Beschreibung des Eindruckes geben, den ihre Worte auf mich machten. Der geringste Zweifel, daß das Kind seine Mutter nicht wirklich sah, entsank mir unter seinem weiten und abgrundtiefen Schreckensblick. Ich war auch gar nicht fähig, mich zu erheben. Erst durchfuhr mich wie ein innerer Anruf die Notwendigkeit, das Buch vom Nachtlichte zu entfernen, — aber meine Hand fiel herab, als sei jeder Versuch vergebens, das Fieberphantom zu bannen, das dort vor dem Geiste des Mädchens selbstherrisch erstand. In meinem Schrecken vernahm ich seine Worte: ‚Mach doch die Augen auf, Mütterchen! Du sollst nicht so lachen, bitte!' — Jetzt hob sich das Kind vom Lager auf, schwankend und äußerst schwach, — schritt mit bloßen Füßen auf den Winkel der Stube hin, immer den angstvollen Blick auf das Dunkel gerichtet, aber in sein Gesicht traten Verlangen und Liebesfurcht, und das anfängliche Grauen schwand mehr und mehr dem sichtbaren Wunsche, die ‚Mut-

ter' zu umfassen. Auf halbem Wege breiteten sich seine Arme aus, — ein hilfloses Lächeln, das mich erbeben machte, entstellte seinen Mund, — dann sank es, als würde die mütterliche Gestalt erst durch seine Gebärde erschaffen, lautlos im Winkel zusammen, da sein Trugbild ihm keinen Empfang bereiten wollte. — Jetzt riß es mich auf. Ich warf das Buch vom Lichte und war in zwei Schritten bei Cornelia, nahm sie behutsam in meine Arme und brachte sie wieder zubett. Scham und Zorn machten mich zittern um meines Zauderns willen, — aber kein sterblicher Mensch, ich versichere Sie, wäre in jenen Augenblicken, da Cornelia ihrer grauenvollen Einbildung erlag, einer gefaßteren Handlungweise fähig gewesen. Im Bette kam sie zu sich und sah mich mit tiefem Erstaunen an. Dann bewegten sich ihre bleichen Lippen, aber ich verstand außer Ihrem Namen nicht, was sie sich zu sprechen mühte. Vor einer halben Stunde begann das Unfaßliche von neuem. Das Kind mußte diesmal etwas Unbeschreibliches sehen, — es schlug mit der Hand nach einem Nichts und



rief entsetzt: ‚Die Fliegen sollen weggehen, — es sind so viele Fliegen da! —' und dann: ‚Der Arme! — Der Arme! —' Ich verstand nicht, was die Kleine meinte oder sah, aber da ich an ihrer Seite geblieben war, gelang mir, dem Fieberphantom zu wehren. Sie bat mich, ich möchte doch zu Ihnen gehen und Sie herbeirufen, — aber ich fand nicht den Mut, das Zimmer zu verlassen, ehe sie eingeschlafen war. Bitte, bleiben Sie jetzt in der Nähe. Ich muß zurück. —"

Ich saß wohl eine gute Stunde im Vorraum und hing meiner schmerzlichen Einsicht in meiner kleinen Freundin Schrecknisse nach. Als die Uhr des Freiherrn die fünfte Stunde schlug, hörte ich eine Tür knarren, und über den dämmrigen Gang kam es krumm und schleppend heran. Ich sah Frau Rosalie durch den grauen Morgen schleichen, das knochige Gesicht war bleich und wie von uneingestandenem Trotze zur Grimasse gespitzt. Sie hielt einen Schlüsselbund in der Hand und blieb, als sie mich im Stuhle sitzen sah, einen Augenblick zögernd vor mir stehen, als befürchte sie, angesprochen zu werden, und fände den Mut nicht sogleich, ihren Weg zurück zu gehen. Spiegelte mir der bleiche Morgen einen schnellen Trug aus Dämmerlicht und Schatten vor? Mir war, als habe der Alten Mund sich zu einem spöttischen Lächeln verzerrt. —

Ich blieb noch eine trübe Weile auf meinem Stuhle sitzen und sann den Worten der Schwester nach. Die alten Bäume des Parkes standen unbewegt und naß im Regenfall. Um sechs Uhr kam der Diener aus den Wirtschafträu-

men herauf und brachte die Stiefel des Freiherrn. Als er mich sah, blieb er stehen und vergaß den Sinn seines Weges. Er schien auch gar nicht verwundert, mich hier zu treffen.

„Wie stehts mit dem kleinen Fräulein?" erkundigte er sich, offenbar froh, mit Jemandem über seine Sorge sprechen zu können.

„Cornelia schläft, Basil. Ich glaube, es steht nicht zum Besten. —"

„Ich hab es mir gleich gedacht", erwiderte er leise und sah traurig nach der verschlossenen Tür hinüber. „Die alte Engelhart meint auch, unsre gnädige Frau zöge das Kind wohl nach. —"

„Was ist das für ein Unsinn, Basil? Hören sie doch nicht auf solches Geschwätze!"

Der Bursche stand nachdenklich und sah mich zweiflerisch an. „Das ist kein Unsinn, Herr Moolen", sagte er dann und erinnerte sich der Stiefel in seiner Hand: „Die alten Weiber stehen alle schon mit einem Fuß im Himmel."

Ich ergriff die Gelegenheit, die sich bot, ein Wort aus der Gesindestube zu hören, und forderte geradezu: „Was sagt Frau Engelhart, Basil?"

„Sie sagt nicht eben viel, — aber gestern, als der Herr Doktor fortgegangen war, — und wir waren doch eigentlich recht vergnügt, daß es mit dem kleinen Fräulein wieder besser geworden, — da sah sie mich an und schüttelte nur den Kopf, daß es mir ganz eigen wurde. ‚Glaube du nur', so sagte sie, — ‚die Baronin zieht ihr Kind in's Grab! Der Frau Baronin Mutter selig hat es genau so mit ihr selber gemacht — damals, nach dem Brande. Es liegt in der Familie, und ein Unglück will ein nächstes haben.' Das war alles. —"

Ich schwieg, und ein heftiges Gefühl bemeisterte mich vor diesem guten Menschen, — war es Zorn oder Wille zu kränkendem Spott? — Basil sah wohl meine Meinung von der Sache auf meinem Gesichte geschrieben und beschloß, sich zu entfernen. Er zögerte nur einen Augenblick aus Verlegenheit, weil er keine Antwort erhielt. Als seine Schritte im Treppenhaus verhallten, kam Schwester Angelika zurück und rief mich in's Krankenzimmer.

Cornelia war erwacht und lag ganz still und erschöpft, die Augen zur Decke erhoben. Erst,

als ich am Rande ihres Bettes saß, wandte sie sich mir zu und nahm mich nah und tief in ihren Blick, als sei ich schon lange bei ihr gewesen. Das Sprechen wurde ihr schwer, weil das Atmen ihr sichtlich wehe tat.

„Bleib bei mir —“

Ich nickte.

„Du mußt nicht traurig sein, wenn ich tot bin, Johannes —“

„Du wirst nicht sterben, Cornelia. Du wirst gesund werden, — bald, — und wir werden wieder zusammen im Buchengrund sitzen, an der Quelle. Auch der Froschkönig wartet im Garten auf dich, — und denke nur, die Eichhörner!“

Ein fröhliches Lächeln spielte ihr im Auge, — aber sein Licht war nicht wie von Hoffnungen hell.

„Das Mütterchen war bei mir, — Johannes, — heut Nacht!“

„Das hat dir geträumt, Cornelia! — Du weißt doch, im Traum geschehen viele Wunder, wenn du erwachst, sind sie vorbei und nie gewesen. —“

„Nein, Johannes, — es war bestimmt kein Traum. Da drüben, bei der Tür, da hat es gestanden."

Schwester Angelikas Blick streifte flüchtig den meinen. Wir fürchteten, einander anzuschauen. Ich sah sofort wieder Cornelia an. Die Heiterkeit ihres Blickes war geblieben, — nur Teilnahme an meinem Kummer, den sie erraten haben mochte, spiegelte sich auf ihrem Gesicht wieder.

„Sei gewiß, — es war ein Traum. Sobald es zu regnen aufhört, bist du gesund. Dann ist wieder schöner Sommer, und wir gehen in die Sonne hinaus und lachen über die dumme Krankheit. Der Arzt hat gesagt, daß du bald wieder aufstehen darfst, — der muß es doch wissen, was meinst du?"

Cornelia zog meine Hand an ihr Gesicht und bettete Wange und Stirn darauf. Ihre Zärtlichkeit war so still und fraglos getan, daß ich vor Glück und Trauer heiß erschrak. War es nicht, als habe ihr Tun mich heimlich beraten? ‚Sprich nicht mehr, Johannes, — Du weißt ja gewiß, daß ich sterben muß!'

So schwieg ich denn, und Cornelia schlief, die heiße Stirn auf meiner Hand, bald wieder ein.

* * *

Als der Freiherr von den Äußerungen und Träumen seines Kindes erfuhr, verwandelte sich sein ganzes Wesen. Seine Strenge und Nüchternheit waren einer verstörten und bemitleidenswerten Unruhe gewichen, — er zeigte sich bemüht, alle Liebe und Sorgfalt nachzuholen, die er bis jetzt versäumt hatte. Sobald er mich sah, bedrängten ihn Wunsch und Wille, versöhnlich zu erscheinen, — aber ich erriet seine Not nur an seiner fast linkischen Gebärde, — zu Worten kam es zwischen uns nicht. Alles, was er in diesen Tagen sprach, erschien ihm selber arm, zwecklos und unaufrichtig, — weil aber solcher Verdruß über seine eigene Unzulänglichkeit sichtlich über seinem Handeln ausgebreitet lag, verstand ich sein hilfloses Schwanken nur umso besser. Wie tief seine Not ihn aufgestört, erlas ich von einem Zettel, welchen ich abends auf meinem Zimmer fand.

Er hatte in seiner nervösen und dünnen Gelehrtenschrift eine Entschuldigung verfaßt. Mir hätte kein deutlicheres Zeichen seiner inneren Wandlung werden können.

‚Bleiben Sie, Herr Ter Moolen, bis mein Kind genesen ist. Denken Sie nicht mehr an meine Worte. Ich sehe jetzt Vieles anders. Ihr geneigter Julius Freiherr von G....'

Ich konnte mich eines bedauernden Lächelns nicht erwehren und erwähnte später seines Schreibens vor ihm nicht.

Im Einverständnis mit dem jüngeren Arzte rief Herr von G.... einen Lungenspezialisten der Kreisstadt herbei, und obzwar dieser Aussagen und Behandlungweise seines Amtsgenossen durchaus dahin bestätigte, daß der Krankheitverlauf kein ungewöhnlicher oder befremdender sei, vermochten doch auch seine Worte nicht, den Freiherrn über den wahren Zustand seines Kindes zu täuschen.

Meist lag Cornelia wach im Kissen und schien fröhlich zu sein. Ihr Gesicht war spitz geworden, und ihre dunklen, etwas schrägen Augen schimmerten leicht verschleiert, immer

in Sorge, man möchte sich ihrethalben bekümmern oder traurig sein. Das Sprechen fiel ihr schwerer mit jedem Tag, ihr Atem ging rasch und unregelmäßig, daß es den Anschein gewann, als sei ein Teil ihres Lungengewebes außer Tätigkeit gesetzt und der gesunde Teil müsse doppelte Arbeit verrichten. Tagsüber blieb das Fieber mäßig, — nahm ihr selten die Klarheit des Bewußtseins, — nur Abends und zu Einbruch der Dunkelheit stieg es rasch und entführte ihren Geist in die Zonen quälerischer Träume. Mit dem Morgengrauen fanden sich Untertemperatur und große Schwäche ein. Ihre Eßlust wurde von Tag zu Tag geringer. Der ältere Arzt geriet sichtlich in Verlegenheit. Nach den Erscheinungen der Krankheit zu schließen, hätte nun die Genesung stattfinden müssen, da kein ernstlicher Rückfall eingetreten war, — aber an die Stelle der erhofften Besserung trat schneller Kräfteverfall.

Einmal hielt ich den jüngeren Arzt im Garten an, als er eben seinen Wagen besteigen wollte, und erkundigte mich eingehend nach Corneliens Befinden. Der Arzt blieb stehen,

obgleich er eilig zu sein schien, nahm mich in seinen kurzsichtigen Blick, beiläufig und ohne jede Form des Ehrgebrauchs, auch ohne sich vorzustellen, wie ich es gleichfalls versäumt hatte, — aber das schien ihm eben recht. Er war noch so ganz im Amte, daß er meine Erkundigung sofort mit in seinen Wirkungbereich einzubeziehen schien.

„O, — das Kind ist unartig, wissen Sie? — Es will gar nicht gesund werden. Was ist da zu tun? —“

Sein Wort traf mich schmerzlich, gab mir Gewißheit, daß hier kein Mediziner, sondern ein Helfer gesprochen. Die kleinen, verkniffenen Augen des freundlichen Mannes blickten wie in unfreiwilliger Heiterkeit hinter den dikken Gläsern seiner Brille hervor, — sein Mund war etwas zu groß, — warf die Worte rasch und beinahe achtlos hin, als sei er in seinem Geiste mit Wichtigerem beschäftigt. Dergestalt gewann seine Rede an Bedeutung und heimlichem Gewicht. Der blonde, etwas gelichtete Scheitel, sein ganzes Gebaren wirkten mehr noch als seine Worte vertrauenerweckend. Er

schien mich jetzt erst wahrzunehmen, obgleich er den Blick nicht von mir gewandt hatte, — sein Schauen wurde auf seltsame Weise bewußter, als wolle er die Wirkung seiner Rede abschätzen. Als er sah, daß mein Anteil aufrichtig war, zog er mich ohne weitere Förmlichkeit am Ärmel mit zu seinem Gefährt.

„Sie sind der Lehrer, — nicht wahr?"

Ich bestätigte das.

„Die Kleine zögert da irgendwie am Abgrunde, — tändelt ein wenig mit bemerkenswerten Dunkelheiten. — Wie soll man's nennen?"

Ich erwiderte: „Sie benennen das sehr genau, Herr Doktor. — Sind Sie von des Kindes Zustand, — ich meine, von seinem seelischen Zustande, — ganz unterrichtet?"

„Es ist nicht leicht", — gab er zur Antwort, „in ein Kindergemüt zu schauen."

Ich bereute meine Frage sofort. Aber der junge Arzt schien mein Vorurteil gegenüber seinem Stande durchaus in seine Rechnung mit einzubeziehen, — ging freundlich darüber hinfort:

„Die Schwester hat mir ein wenig erzählt. Die Sache mit der Kleinen ist ja kraus. Was soll aber ein Arzt in solchem Falle tun? — Die Schwester ist mir übrigens bekannt. Sie ist verläßlich."

Damit schien das Gespräch vorerst für ihn beendet zu sein. Am Wagen angekommen, nahm er seinen Staubmantel vom Führersitz und zog ihn an. Dann sah er meine Bestürzung, und ein neuer Ton kam in seine Worte. Ich glaube, er hat mir die Hand auf die Schulter gelegt. —

„Wissen Sie was? — ich muß noch über Land, — auf einen Bauernhof hinaus. Auf dem Rückwege komme ich hier wieder vorbei. Begleiten Sie mich einfach, — wenn es Ihre Zeit erlaubt. Wir können dann draußen in Ruhe über alles sprechen. —"

Ich sah ihn dankbar an und nahm kurzentschlossen neben ihm Platz. Er ließ den Motor anspringen, und der Wagen zog mit leisem Singen über den aufrauschenden Kies. Basil war uns vorausgegangen und schloß das Parktor hinter uns.

Wir fuhren im grauen Tag über einen holperigen Feldweg. Es hatte zu regnen aufgehört. Die Luft strich uns kühl, fast schon herbstlich entgegen. Auf den Feldern standen die gebundenen Garben.

Es war eine sonderbare Reise, — der junge Arzt sprach während der Fahrt kein einziges Wort mit mir. Ich hatte Gelegenheit, die Landschaft zu betrachten, und ging im Stillen meinen Zweifeln nach, ob ich nicht besser getan hätte, sein Anerbieten, ihn zu begleiten, auszuschlagen. Bald sprang der Wagen aus der schwierigen Fahrrinne des Feldweges auf eine gepflasterte Straße hinan. Jetzt gab der Doktor Gas. Die Geschwindigkeit wuchs rasch zu sausender und wohltuender Eile. Manche Bedrückung der letzten Monate sank unter der schnellen Bewegung wie ein Alp von mir, — Straße, Wald und Wolkenzug gewannen trotz des trüben Himmelslichts Heiterkeit und Frische. Die Luft kam uns wie ein brausender Sturzquell entgegen, — in Glanz und Kühle floh die Nähe zurück und sprang die Weite heran. Das Rauschen des Windes an mei-

nem Ohre war lauter, als das gedämpfte Orgeln der Maschine.

Wir fuhren durch einen schmalen Birkenbestand. Der Arzt brachte den Wagen in eine gemäßigte Eile, bog in einen Seitenpfad. Wir rollten schwankend und langsam über Wurzelwerk und Heidekraut. Hinter dem zarten Schwung der hellen Stämme, die sich schlank und gesprengelt aus dem dichten Laub des Unterholzes erhoben, stand der dunklere Himmel. Die Birken leuchteten vor dem Regengrau der Wolken wie aus eigenem Licht. Blaubeeren wuchsen verwaschen und welk im moosigen Erdgrund. Ein Vogel sang sein spätes Sommerlied lustlos im Trüben. Des Doktors Wagen scheuchte ihn auf, und er flog wie eine vergebliche Hoffnung vor uns her, — in kleinen Wellen von Ast zu Ast. Der Wald schwieg seelenlos, wie unser Gefährt ihn durchmaß.

Wir waren am Ziele angekommen, — einem strohgedeckten Bauernhause. Der Arzt versprach, bald zurück zu sein, und überließ mich meinen Gedanken. Ich stieg gleichfalls aus,

als er gegangen war, und nahm auf einer Bank unter dem vorspringenden Giebel des Hauses Platz. Hühner liefen im Grase umher, — zwischen den Stämmchen zweier Pflaumenbäume hing eine verwitterte Kinderschaukel herab.

Heimlich zog es mich nach dem Gute des Freiherren. Eine trübe Weile verging, bis der Doktor wiederkam. Endlich erschien er unter der Tür des Hauses, — eine kleine verkrümmte Bauersfrau trat mit ihm ins Freie. Sie trug Gläser und eine Kanne, stellte beides auf den morschen Tisch, daran ich saß, und bat, wir möchten, ehe wir weiterfahren würden, ihren Obstwein versuchen. Sie blieb eine Weile bei uns stehen, sprach von Wetter und Ernte, — später ging sie zum Stall. Ich brach das Schweigen, als wir alleine waren.

„Sagen Sie, Doktor, — wird das Kind des Freiherren zu retten sein?"

Einen Augenblick schien er zu überlegen, ob er zu einer offenen Antwort berechtigt sei, — dann siegte sein Vertrauen in meinen Anteil an des Kindes Geschick über seine Be-

denken. Als er zu sprechen begann, sah er vor sich auf den Tisch nieder, als sei er mit sich selber noch nicht im Reinen: „Ich werde es morgen dem Freiherrn sagen, — bitte Sie demnach, — bewahren Sie wohl, was ich Ihnen anvertraue.“ Dann hob er den Blick, sah mich kurz und strenge an und fuhr fort: „Cornelia wird aller Voraussicht nach sterben. Ich sehe keinen Weg zur Rettung mehr. —“

Ich nahm sein Wort ohne Überraschung hin, — nur, daß ein Anderer aussprach, was ich längst als Gewißheit empfand, traf mich schmerzlich.

„Die Seele der Kleinen treibt wie ein Schiff ohne Steuer auf dem Meere der Einbildung umher. Sie hat den lebendigen Widerstand eingebüßt, der jeden Menschen vor dem Verderben schützt. Ihr Selbsterhaltungwille ist nicht allein zerstört, sondern sogar in sein finsteres Gegenteil verwandelt worden. Es ist schwer zu entscheiden, ob Schuld Anderer oder eigene unglückliche Veranlagung Ursache dieses Verfalles der Lebenskräfte sind, — wahrscheinlich aber beides. Sicher ist, — das Kind

hat die Gefahren seiner körperlichen Erkrankung durch seine gewisse Erwartung des Todes vervielfacht und treibt ihm willenlos entgegen. —"

Er trank einen Schluck aus seinem Glase und sah mich ratlos an. Ich meinte zu spüren, daß er selbst nicht ohne Anteil am Schicksal der Kleinen sei, — daß er über dem vergeblichen Eifer seines Berufes, den er hier aufgewandt, den ursächlichen Bestimmungen ihres rätselvollen Unterganges nachzusinnen gezwungen sei. „Bei keinem gesunden Kinde wäre eine derart harmlose Entzündung des Lungengewebes von Bedeutung gewesen. Natürlich ist im allgemeinen mit dieser Krankheit nicht zu spaßen, — aber ich kann nicht anders, als in diesem Falle sagen, daß sie dem Kinde willkommen war. Sein Herz hat sich schon mit Todeshoffnungen wie mit dunklen Blumen geschmückt, — die Dinge seiner Fieberträume und Phantasien sind in seinen Händen zu schauerlichen Spielsachen geworden: — Totengebeine zu Kegelchen, der Sarg zum Puppenbettchen und das Grab zum Sandhaufen. Es

läßt sich mit plumpen Begriffen schwer benennen. —"

Ich mußte an Corneliens sonderbare Spielsachen in Frau Engelharts Kammer denken. Da er schwieg, begann ich erst zögernd, bald aber durch sein lebhaftes Aufmerken ermuntert, alles zu berichten, was ich selbst bisher über Cornelia erfahren. Ich glaube, ich habe lange auf ihn eingesprochen. Als ich meine Erzählung beendete, war er schmerzlich erregt und aufgeschlossen. Ich will versuchen, seine Erwiderung sinngetreu aufzuzeichnen. Wir sprachen über mancherlei, — aber jedes seiner Worte, das sich mir heute in unmittelbare Beziehung zu meiner Schülerin stellt, war mir so nachdrückliche Bestätigung meiner eigenen Erfahrung, daß ich besser mit seinen Worten Klarheit in Corneliens Schicksal bringen kann, als mit den meinen.

„Und dann ruft man endlich", — begann er unwillig und eifrig meiner Darstellung zustimmend, — „den Arzt, — als hinge das Heil unser Aller zuletzt an einer Dosis Arznei! Die Erkrankungen der Seele sieht

man erst, wenn der Körper zerrüttet ist — es dauert aber immer noch sehr lange, bis man sich gnädigst unsrer Hilfe besinnt. — Wir Menschen glauben immer“, — fuhr er dann gleichmütiger fort, — „am Ende aller Erfahrung zu sein. Heute ist der Schaden der: — Anatomie und Psychiatrie haben sich einigermaßen beziehunglos zueinander entwickelt. Unsre Heilkunde ist allzusehr spezialisiert. Was dem Anatomen recht ist, ist dem Psychiater leider oft nur allzu billig. Aber das ist noch nicht das Schlimmste. Unsre Wissenschaften haben ein schwieriges Erbe angetreten: das Vermächtnis sämtlicher Irrlehren des Aberwitzes einer äußerst langsamen und mühevollen Entwicklunggeschichte des menschlichen Geistes. Ob wir's leugnen oder nicht, — in unsere Erkenntnisse mischt sich allerorten und ohne, daß wir's zu bemerken brauchten, ein ansehnlicher Rest solchen Aberwitzes. Wenn Sie mir's nicht glauben? —: es haben sich noch vor wenigen Jahren Gesellschaften gebildet, die den Anspruch strenger Wissenschaftlichkeit für sich erhoben — Zirkel, darinnen die

Seelenforschung als Sport und geradezu in mittelalterlicher Gewissenlosigkeit getrieben wurde — aber beileibe ohne jede Grundlage einer gesunden philosophischen Phänomenologie, — dafür aber okkult, spiritistisch und abweichend von der sicheren Voraussetzung, daß es der Geist sei, welcher sich den Körper baue, wie Friedrich Schiller naivisch und treffend erkannte. Es war, als wollten sich hier die Körper selber ihre Geister bauen, — so groß ist heute, im verrufenen Zeitalter des Materialismus, die Sucht nach abnormer Imagination. Als hätte es jemals ein erfreulicheres Zeitalter gegeben als das unsrige! Als führe die Entdeckung des Stoffes nicht weit eher zur Erkenntnis seiner göttlichen Beschaffenheit, — eher, als die Einfalt, die sich mit dem Wunder seines bloßen Vorhandenseins nicht bescheiden will! Als wäre dies einmal erkannte Vorhandensein nicht bereits höchster Erweis göttlicher Lebensmächte! Immer wieder müssen sich die gründlichsten Forscher, — und wirklich nur diese! — mit den Scheinergebnissen solcher Pseudo-Wissenschaft aus-

einandersetzen, und oft scheint es, als sei alle ehrliche und gründliche Forscherarbeit nur da, um den Plunder der Geheimniskrämer und Mysteriumnarren zur Seite zu schaffen, damit der Wahrheit ein Weg bereitet sei. — Hätten wir die Hände frei! Wäre uns zu beweisen, zu handeln erlaubt! — die Welt möchte mancher Leiden und Umwege, mancher schmerzlicher Enttäuschung enthoben sein! — Nach dem heutigen Stande der Naturwissenschaften und der Philosophie wäre ein Abweichen in's Absurde schlechterdings ausgeschlossen. Aber Sie sollten nur unsere Herren Professoren kennen! Zwischen der Wirklichkeit und dem Ex professo unserer Wissenschaft klafft ein unüberbrückbarer Abgrund. Wir halten zu lange am Gewonnenen, am Ergebnis früherer Forschung fest. Unsre fast unerschütterliche Ehrfurcht vor jeder Art Wissenschaftlichkeit hindert uns, mit dem nutzlos gewordenen Balast des Überwundenen auch die alten Irrtümer abzutun. Das Credo quia absurdum des Mittelalters durchtränkt uns auch heute noch wie Gift. Was uns am meisten im Fortschritt auf-

hält, was uns am ärgsten hindert, getrost dem gütigen Fingerzeige der Natur nachzugehen, ist die tiefverwurzelte Andacht vor der angeblichen Unerforschlichkeit, vor der allerorts gepredigten Unantastbarkeit der menschlichen Seele. Weil uns das Göttliche als Geheimnis zu verehren geboten wird, weil es — um mit Goethe zu sprechen — noch immer Unbetretbares, Nicht-zu-Betretendes geben solle, — zögert unser Schritt, von solchen Orakeln irregeführt, vor der Tür jeden Geheimnisses, als seien Fluch und Verdammnis auf seine Schwelle gesprochen. Sie wissen ja: ‚Wer Gott schaut, stirbt.' — Es ist heute noch genau so wie zu Lionardo da Vinci's Zeit: der Priester will dem Forscher das Seziermesser aus der Hand schlagen, damit er anbete. Auch bezichtigt uns noch immer unser betörtes und verstörtes Gewissen, je ehrlicher wir nach Erkenntnis der Naturwahrheiten streben, der Ketzerei. Ich übertreibe keineswegs, — die Ebene, auf welcher sich diese Vorgänge abspielen, hat sich nur etwas erhoben, — das Theater ist das gleiche geblieben. — Der Arzt — wie jeder aufrichtige

Forscher — steht immer auf dieser unsichtbaren Schwelle des Nicht-zu-Betretenden — aber sein Blick, den alten Menschheitsorgen zum Trotze, wird nur umso heller, je tiefer er durch sein Amt von der Göttlichkeit des entschleierten Geheimnisses belehrt wird. —"

„Auch der Blick des Lehrers", — unterbrach ich ihn, freudig überrascht von seinen Worten.

„Ja, — auch der Blick des Lehrers, wenn er schauen kann. — Aber wie sollen Arzt und Lehrer allein gegen das Vorurteil der Finsternis kämpfen, solange die menschliche Gesellschaft, vom Erbe entseelter Religionen verwirrt und gleichsam behext, täglich unser aufrichtiges Wollen in ihre Zweifel zieht? — Da hat man nun Ihre kleine Schülerin mit der Wissenschaft eines Thomas von Aquino beladen! Wir Erwachsenen, die wir inzwischen das Gymnasium besucht haben, sind demnach genau siebenhundert Jahre älter, als der kleine Mensch, den es gleichwohl für unsere Zeit zu erziehen und zu ertüchtigen gilt. Käme uns das natürliche Erbwissen unsrer Kinder nicht

zuhilfe, wir erlebten in jeder Kinderstube ein Zurücksinken der menschlichen Natur in die Vorstellungwelt des Mittelalters. — Warum, so frage ich, geben wir unseren Kindern noch immer all jenen Schein und Trug mit auf den frühen Weg, — all jene Vernunftlosigkeit, über die wir selbst schon lange lächeln? Ist es ein Wunder, wenn sich unserer Kleinen da drüben auf dem Schlosse das Weltenall noch um die Erdenscheibe dreht? Man braucht so einer werdenden Seele nur beizubringen, die Toten gingen im Leichenhemde spazieren, sie wird Gespenster sehen, — wie es sich gezeigt. — Die Seele zweifelt nicht in dieser frühen Zeit. Alle Erscheinungen stellen sich ihr als unumstößliche Gewissenheiten dar. Sie wird alles hinnehmen und wird selbst das ungereimteste Zeug ernstlich glauben. Belügt man eine solche glaubenswillige Seele, bleibt sie für's erste ganz dem Truge überlassen, — dann aber baut sie in ihrer Erkenntnis weiter auf ihm fort. Bringt nun ein Ergeignis das Gebäude solcher Scheinwirklichkeit zum Einsturz — erfährt das Kind, daß es belogen wurde, —

wird es eher und lieber an seinem Wahne festhalten, als an die noch so eindringlichen Erklärungen eines Erwachsenen glauben, weil es nun weiß, von welcher Seite die Unwahrheit kommt. — Nehmen Sie einmal die Menschheit im Großen gesehen für eine solche werdende Seele — sofort liegen die Zeitalter und ihre Glaubensdinge offen vor Ihrem Blicke da. Der alte Spruch des Nazareners, wonach es möglich sei, Berge mit einem Senfkorne Glaubens zu versetzen, ist auch heute noch wahr. Demjenigen, welcher glaubt, gelingt es immer noch, Unmögliches zu erleben — nur haben wir seither erkannt, daß sich ein solches Erlebnis des Unmöglichen lediglich in der Vorstellungwelt des Gläubigen vollzieht. Und nicht einmal das allein. Der Glaube zeitigt durch den hysterischen Impuls Veränderungen im Zellenbau des menschlichen Leibes. Nur ein Unwissender leugnet die Halluzinationen, Gesichte und Stigmata der sogenannten Heiligen. Wir Ärzte haben längst die furchtbare Geisteskrankheit erkannt, der diese immer nur beklagenswerten Menschen zum Opfer fielen.

Die heutige Heilkunde ist durch den Augenschein belehrt, daß die Wundmale der Märtyrer wirklich bluten. — Sie werden, mein Herr, den Kopf nicht schütteln, wenn ich Ihnen sage: Cornelia ist eine Märtyrerin — und zwar eine echte. Sie zweifelt nicht. Sie weiß von ihrem Leide wenig. Sie geht stumm und geduldig den Weg des Todes — ein wenig lächelnd sogar, — wie ihr Glaube es will. —“

VI.

Ich bin in den letzten Tagen meines Aufenthaltes auf dem Gute des Freiherrn planlos in den Wiesen und Wäldern umhergeirrt. Ich sah den schweren und trüben Himmel tief über den kahlen Stoppelfeldern reisen — ein gleichmäßiger und kühler Wind hatte den letzten Duft der Wiesen verweht, — der Rasen war schon zum zweiten Male erblüht, ohne Glanz und Farben, vom wochenlangen Regenfall verschwemmt. Die Wälder standen duftlos im Brausen des Windes da, stellenweise schon zart vom ersten Gelb des Herbstes überhaucht und feucht, obgleich es nur noch nachts regnete. Die Landschaft war von Wassern und Nebel erfrischt, daß keine sommerliche Wärme mehr aufgekommen war — dennoch waren die Nächte gewitterreich.

Meist begann gegen Abend im Westen ein schwaches Wetterleuchten, das gegen Mitternacht näher zog, um sich nach wenigen Blitzschlägen und starkem Donnerrollen in strömende Regenfluten aufzulösen, die bis zur Morgendämmerung anhielten. Die Sonne brach nur zur Zeit ihres Aufganges durch das Gewölke — der Morgen glomm mit rotem Feuer über das zerrissene Himmelsdach herauf — zwischen Wetterbänken stand das matte Blau der ersten Frühe, darinnen noch vereinzelt hier und da ein Stern verblich. Sobald sich die Sonne aber über den Horizont erhob, ballten sich die zerteilten und verstreuten Wolken wieder zuhauf, und nur vereinzelte Lichtbänder sanken wandernd durch Laub und Gezweige der hohen Laubbäume des Parkes, sodaß ein unruhiger Wechsel von Licht und Schatten entstand. Gegen Mittag wurde es finster und hellte sich nicht mehr auf.

Die wenigen Augenblicke, in welchen mir vergönnt war, bei Cornelia zu sein, erfüllten über Tag all meine Gedanken. Kein Buch wollte mir helfen, — meine Geige lag im Ka-

sten. Die Welt schien mir sinnlos und mit sich selber im Streite, — diese Meinung drang sich mir wahrscheinlich nur auf, weil ich selbst voller widersprechender Gefühle war.

Die Worte des Arztes ließen mir keine Ruhe. Ich versuchte mit Gleichmut und Spott, das Verhängnis des Kindes, das sie mir erschlossen hatten, aus meiner Erinnerung zu bannen — aber meine Versuche mißlangen mir. Er hatte mich überzeugt — das war das Unglück — hatte meine Zweifel im Entstehen getilgt — hatte vorausgesagt, daß ich den Kopf nicht schütteln werde, — und seine Worte waren mir zur Gewißheit geworden. Am Abend, da er mich auf das Gut zurückgebracht, war mir seine Erklärung noch zweifelhaft erschienen. Wenn einzig Corneliens Einbildung Ursache ihres Todesgeschickes sein sollte — so dachte ich — müsse es möglich sein, dieser Einbildung Herr zu werden. Dann besann ich mich aber und erschrak, weil das Wort „Einbildung" auf seiner Seite gar nicht gefallen war, und sah, sobald ich mich seiner Darstellung entsann, mit großer Deutlichkeit, daß in

des Mädchens Geist Gewalten herrschten, die keine Überredungkunst, kein freundlicher Wille mehr bezwingen konnten. Auf meinen planlosen Wegen über die Felder wurde ich mir wieder und tiefer der geheimeren Lebensmächte bewußt, die den Verfall ihrer Körperkraft heraufbeschworen hatten. Ich sah, wie die Seele des Menschen vom frühesten Anbeginn dem Einflusse und Wirken ihrer Umgebung überantwortet sei — ähnlich einer Pflanze, die ihre Kräfte nur aus dem Erdreiche gewinnen kann, darein sie gesät ward. Aber der junge Arzt hatte größere Helligkeit in mir gestiftet: ich sann seiner Rede über die frühen Menschheitdinge nach und erkannte, wie der Glaube sich ihm allgemach zum Wissen gewandelt habe. Ich sah ihn prüfend und wach, in schmerzlicher Nüchternheit an der Schwelle eines neuen Zeitalters stehen, mutig und doch im schwermütigem Ernste seines Willens zurückgewandt, als sei er sich nicht gewiß, ob er mit gutem Rechte allein über die Schwelle zu schreiten ermächtigt sei. In seinen Blicken stand der Zorn der Einsamkeit wie eine Forde-

rung. Das uralt-heilige Wort, vom Blute und von den Schmerzen der Völker, schwer und dunkel, das Wort der unberatenen und irrenden Zuversicht — Glaube — er hatte es preisgegeben, ernsthaft erwägend und in der Aufrichtigkeit seines Berufes dennoch spöttisch fast — er hatte das verdächtige Gold seines Gewichtes geprüft und verworfen, da er das Blei in seinem Tigel gefunden, unter dessen Gewichte die Menschheit seit je zu Boden gerungen worden war, — hatte die Schlakken verworfen, reuelos und doch in Traurigkeiten lächelnd wie Einer, der seine Erfahrung mit dem Preise seines Friedens zu bezahlen entschlossen ist. Wahntrug, Irrung und Aberwitz der Jahrtausende — das war der Glaube! Die alte Drei-Einigkeit, darin er mit Liebe und Hoffnung verschwistert gewesen, war zerrissen und geschieden — nur Liebe und Hoffnung und das Gold eines gestrengen Erkennens waren im Grunde des Schmelztigels geblieben. Der Glaube hatte sich selbst um Liebe und Hoffnung betrogen — war im Feuer strenger Scheidung gewichen, so, wie er einst

selber das Feuer trügerischer Läuterung in Millionen Bränden des Opfermordes entfacht. Die alten Himmel standen wüste und leer. Die Gottheit war der Person entkleidet und ihres verwirkten Amtes entsetzt — Herrschaft und Zucht dem Menschen zurückgegeben — der Mantel des Göttlichen zur Würde des schwersten Dienstes auf seine Schultern gelegt. —

Ein grüblerischer Argwohn wollte mich ergreifen, daß auf die Schwelle des Erhabenen der Ungeist menschlicher Vernunft den frevelnden Fuß gesetzt habe, um mit unheiligem Schritte in kommenden Zeiten die Kreise der schweigenden Sphären zu durchmessen, bis selbst ihr unerhörter Klang in aller Ewigkeit verschollen sei. Ich sah den hohen Mut des schaffenden Wunderwillens verschüttet, — das Licht endlicher Versöhnung zwischen Gottesmacht und Menschentum seines Scheines beraubt — das Gebet der Unmündigen und Kinder zum Lallen stumpfsinniger Not erniedrigt, und nur die Hoffnung, daß ich im Irrtume sei, entführte mich aus der Dämme-

rung solcher Zweifelsangst. Die Gestalt des Arztes, unansehnlich und freundlich, ein wenig linkisch sogar, trat vor mich hin, und ich fühlte wieder die Hand des Helfenden auf meiner Schulter. Er sah mich prüfend an, — den spärlichen und blonden Scheitel über mich geneigt — sein Blick erwachte zu strenger und bewußter Schau, als sei ich ihm nun erst deutlich geworden — und mein Zweifel verflog. Wie war es denn gewesen?

Das Reich tätiger Liebe war in meiner Erinnerung wie ein verlorenes Paradies versunken. Ich war so arm und leer geworden, daß mich der Anblick des kranken Kindes wie ein bitterer Vorwurf zu peinigen begonnen, und all meine Mühe, Licht und Freude in Corneliens Abschied zu tragen, nur vergeblich getan gewesen war. Sie hatte die Vorsätzlichkeit meines Liebewillens erraten, als sei ich von einer trüben Seuche befallen worden — und die Folge ihrer Einsicht in meine Willensnot war nur, daß sie friedlos, daß ihr erst so stilles Leid um meine Sorge verzagt und trübe wurden. So schwach war sie, die Kleinste, daß

ihr nur selten mehr ein Zeichen der Gegenwart, ein Wort ihrer Teilnahme gelang — ihre Kräfte hatten sich derart verringert, daß ein Zwieback, ein Schluck Tee über Tag ihre einzige Nahrung geworden war. Ihre Augen, groß und dunkel, als spiegelten sie schon das Grab, die weit hervorspringenden Backenknochen, das spitze Kinn, der farblose Mund, die durchsichtigen Schläfen waren ein unerträglicher Anblick für meine innere Zerissenheit. Trotz der untrüglichen Zeichen ihrer baldigen Auflösung peinigte mich der törichte Wunsch, ihren Tod im letzten Augenblicke abzuwenden. Ich fand weder Ruhe noch Einsicht, mich in ihr unabwendbares Geschick zu ergeben, und muß zu meiner tiefen Beschämung eingestehen, daß mir der innige Blick auf ihren frühen Abschied noch von Zorn auf den Vater und Frau Engelhart getrübt wurde. In meiner Brust stritten Groll und Mitleid um ihr graues und billiges Vorrecht. — Bald aber vernahm ich den Ruf der jungen Geschlechter auf der Schwelle kommender Zeit — über dem verlorenen Paradiese alter und

welker Gnadenhoffnung erstand mir die neue und liebevolle Zuversicht. Ihr sollt nicht um Liebe bitten; Ihr sollt liebevoll sein. Ihr sollt nicht auf Gnade hoffen; Ihr sollt gerecht sein. Ihr sollt Euch nicht demütigen; sondern Ihr sollt mutig sein. Ihr sollt Euer Leid nicht verklären; aber Eure Freude, die sollt Ihr heiligen. Nicht knieen mehr sollt Ihr; aufrecht sollt Ihr schreiten. Ihr sollt die Hände nicht falten, sondern tätig sein. —

Ich weiß gewiß, es war der Tod, von dem mir das Licht solcher Freiheit kam. Wer hatte die Stimme erhoben? — Ich war dem sterbenden Kinde in Dank gesellt. —

* * *

Der Arzt hatte den Freiherrn über den Zustand seines Kindes aufgeklärt. Jetzt, da jeder Liebesanteil verscherzt, jede reuige Sorge verspätet und vergeblich geworden, das dürftige Maß seiner Güte vor der Zeit vertan — der Quell seiner Liebe zu unglücklicher Stunde hervorgebrochen war, brach zugleich mit seiner

Liebe ein lichtloser und dumpfer Jammer auf das verstörte Herz des Mannes herein. Aber der Weg lebendigen Gefühles war ihm vom Geröllle seines zerbrochenen Vatertums verschüttet, — er fand keine Bahn des Vertrauens über solche Trümmerstätte seines versäumten Lebens. Sein Schmerz war aufrichtig — aber weil er dunkel blieb, zog er die Würde des Leidenden in seine Finsternis herab. So geschah es, daß sein bedrängter Geist sich im Garn des Zornes verfing. Der Anlaß hierzu war kein geringer, und da mir des Gutsherren hoffnungloser Schmerz vor Augen war, erschütterte mich die Untat seines armen Zornes wie die Klage eines verwundeten Tieres. Der Gram der Trennung würgte ihn schon genug — doch weil keine Freiheit der Güte in seinem Herzen mehr war, schlug seine Pein zu flammender Wut empor.

Wir nahmen schweigend das Frühbrot ein. Frau Engelhart fehlte am Tische. Der Freiherr sah verwundert nach ihrem leeren Sessel hin und zog dann den Schellenstrang. Basil erschien in der Türe.

„Wo ist Frau Engelhart?"

Der Freiherr hatte ganz anteillos und nur beiläufig gefragt. Basil aber schwieg.

„Wo ist Frau Engelhart? — Hören Sie nicht, was ich frage?"

Der Diener erwiderte zaghaft: „Frau Engelhart ist in's Dorf gefahren. Sie bittet den Pfarrer. —"

Jetzt rann ein Zittern über des Gutsherren Hände — er wurde bleich, und seine Augäpfel quollen hervor:

„Wer hat das befohlen! Ich frage, wer das befohlen hat!"

Basil sah die drohende Veränderung auf seines Herrn Stirne. Er stotterte wie in Ahnungen kommenden Unheils hervor: „Frau Engelhart meinte, es sei an der Zeit, die letzte Ölung für das gnädige Fräulein zu bestellen. —" In seiner Sorge sprach er von Cornelien in solcher Ehrerbietung. Das Unglück wollte, daß in diesem Augenblick der Priester kam. Er trug das Meßgewand und die Monstranz — zwei Chorknaben begleiteten ihn, schwälende Weihrauchbecken schwingend. Frau

Engelhart trat mit den Angekommenen draußen in die Diele — dieser Vorgang war vom Tische aus zu beobachten, da die Tür hinter Basil offen geblieben war. Jetzt stand der Freiherr auf, trat mit heftigem Schritte auf den Flur hinaus, nachdem er Basil rauh zur Seite gestoßen, und schrie, daß das Gewölbe von seiner bebenden Stimme erscholl:

„Hinaus! — Raben! — Krähen! — Maulwürfe! — Was soll der Qualm? — Es findet hier kein Begräbnis statt! Ich wünsche es nicht! — Hinaus! —“ Dann sank er an den Pfosten der Türe, schlug mit beiden Fäusten die eichenhölzerne Fassung neben dem zuckenden Gesichte und brach in ein tierisches Geheule aus, sodaß mir das Blut aus dem Herzen wich.

Wie lieb gewann ich Basil in diesem Augenblick! — Er trat hinaus, sprach mit einer natürlichen Gefaßtheit und ruhiger, guter Stimme, der Freiherr wünsche keinen priesterlichen Beistand für sein Kind — dann kam er zurück, schloß die Türe behutsam und rasch, schritt vor den Gutsherrn hin, blieb in angemessener Entfernung mit schöner Ergebung vor ihm stehen,

als habe er einen strengen Befehl empfangen, den es nunmehr zu widerholen galt: „Es geschieht in diesem Hause nichts, gnädiger Herr, ohne Ihren ausdrücklichen Wunsch. Ich verbürge mich dafür. —“ Dann trat er ab und schien draußen die Ratlos-Verwunderten von seines Herrn Wille zu verständigen.

Durch diesen Auftritt ermannte sich der Freiherr sofort. Er gab mir die Hand, als habe er sich gescholten.

* * *

Ich stand im dunklen Park. Der Nachtwind sprang in der steilen Wand des Efeus wie ein zorniger Schatten hinan, warf brausend das rauschende Laub zu Wirbel und Welle auf, — im Gezweige der Eichen und Buchen klang sein Tumult, wortlos, über Zeit und Zufall mächtig, von frühester Sage. Das verhüllte Licht, das aus dem Fenster Corneliens brach, warf seinen spärlichen und warmen Schein in die fahrenden Äste.

Noch einmal — als ich den Schein des verhüllten Lichtes in den Kronen der alten Bäu-

me sah, — sank mir mein Mut. Ich hielt die Geige in zagender Hand. Die Helligkeit über mir war voller Drohung. Im Winde flog mich der Zweifel an — grausam war ich mir selber preisgegeben, von Finsternis und Verlassenheit wie von der Nähe des Todes bedrängt — unheilig und um meine Armut wissend, daß es mich schmerzte. Ich fand die Kraft nicht wieder, die mich kaum erst freundlich berufen — mein Wille war zu trüber Narrheit geschrumpft. Erst, als mich Regen in großen, kalten Tropfen schlug, besann ich mich des mißratenen Geschenkes dieser Nacht und wollte in's Haus zurück.

Ich weiß nicht mehr, was mich dennoch zu spielen zwang. Ich glaube, ich habe es vergessen, weil ich mich selbst vergaß. Es war kein Raum in mir geblieben — ich dachte an das sterbende Kind. —

Ich spielte die Frühlingssonate — den langsamen Satz zuerst. Ich tat es leise — der Wind trug wohl die Töne mit sich fort, sie waren im Hause kaum zu hören. Bald aber fand ich den Mut heiterer Gewißheit wieder



und begann den ersten Satz der Sonate. Jetzt stieg der Ton der Geige über Wind und Blätterrauschen empor — vernehmlich, so, wie der Meister es in zarter Kraft und Innigkeit gewollt. Das nächtliche Windeswehen ward zum morgendlichen Quellenton, — die Amsel sang im späten und rauhen Regenfall, — die verhangene Ferne unter dem trüben Gewölke ward zur grünen Aue — Falter spreiteten ihre hellen Schwingen über Blumen und Gras und in den herbstlichen Nachtraum brach das warme Licht der Sonne. Ich war von Wunsch

und Wille heiß, mein unvollkommenes Spiel möchte dem Kinde über mir vom Frühling sagen. War dieser Ton nicht auch der heimliche Schlüssel gewesen, der mir zu guter Stunde Corneliens Herz erschlossen? Gab es im Weh des Scheidens einen besseren Klang?

* * *

Frühe am Morgen erfuhr ich durch Schwester Angelika, daß Cornelia kurz nach Mitternacht gestorben sei. Die Helferin war eigens heraufgekommen, mich zu benachrichtigen, — jetzt stand sie, nachdem sie das schwierige Wort gesprochen, ein wenig verlegen vor meiner Tür, da nun ihr Dienst in diesem Hause beendet war. Auch schien sie bereit, das Haus zu verlassen, da sie ihre Handtasche bei sich trug.

„So ist es geschehen", — sagte sie hilflos und blieb vor mir stehen, weil sie annehmen mochte, ich wolle mich zu einer Erwiderung

schicken. Mir fiel kein rechtes Wort ein — da ich aber ihre Ratlosigkeit sah, gab ich mir Mühe, gegenwärtig zu sein.

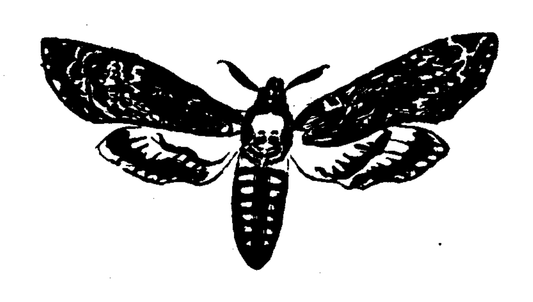
„Ich muß nun auch fort —", entgegnete ich ihr und versuchte zu lächeln. Jetzt besann sich die Schwester:

„Gewiß, — es wird Sie froh machen, zu hören, — gewiß! Ich habe ein Vermächtnis des Kindes, — ja, das ist es: — ein Vermächtnis, wenn Sie so wollen. Auch will ich Ihnen doch sagen, daß Cornelia Ihr Spiel noch gehört hat, heute nacht. Ich habe an vielen Sterbebetten gesessen, — aber keines war so — heiter." Sie schien einen Augenblick zu überlegen, ob ihr letztes Wort auch wohlgesprochen sei, — dann fuhr sie, sichtlich beruhigt über ihr Bedenken, fort: „Cornelia war glücklich durch ihr Spiel. Das arme Gesichtlein war ganz hell und selig — schauen Sie mal. Ich habe der Kleinen mein Wolltuch um Haupt und Schultern gelegt und ein wenig das Fenster aufgemacht. Wie es dann stille war, verstand ich ihr letztes Wort. Ich saß ja ganz nahe bei ihr, — wissen Sie? — sonst hätte ich

nicht verstehen können, was sie noch sprach. — Sie heißen doch Johannes, Herr Moolen? — ‚Johannes', — das war ihr letztes Wort, — ja, ‚Johannes' hat sie noch gesagt — dann ist sie gestorben. —“

Jetzt hob die Schwester ihre Hand, als wollte sie mich mit dem Kreuze bezeichnen, hielt inne, — nickte freundlich, — aber war miteins wie in weite Ferne entrückt.

Sie ist dann auf dem dunklen Flur davongegangen. —



Beachten Sie bitte
die Anzeigen auf
den folgenden Seiten

Bernd Holger Bonsels:

Die Hexe

Ein Schauspiel aus der Inquisitionzeit in 13 Bildern

112 Seiten, geheftet 1.80 RM.

In der Schrift „Christliche Grausamkeit an Deutschen Frauen“ von Dr. Mathilde Ludendorff und Walter Löhde sind die Hexenprozesse in ihren schauerlichen Auswirkungen auf Grund von Dokumenten und im Rahmen einer geschichtlichen Darstellung behandelt. Das Schauspiel „Die Hexe“ gestaltet dichterisch das furchtbare Schicksal eines Deutschen Mädchens, welches als Hexe angeklagt, verurteilt und verbrannt wird. Die dramatische Form der Gestaltung bringt uns die Leiden dieses Mädchens seelisch besonders nahe und führt uns eindringlich die Umstände, wie solche Anklage möglich wurde, vor Augen. Plötzlich und unerwartet wurde ein völlig unschuldiges Weib durch Getuschel und Redensarten von Neidlingen in den Ruf gebracht, eine „Hexe“ zu sein, und dann war ihr Schicksal bald besiegelt. Erschüttert sehen wir in diesem Schauspiel diese Ereignisse in ihren Folge- und Begleiterscheinungen, die zur Zertrümmerung des Lebensglückes zweier Liebender führen, mit dramatischer Wucht abrollen. Besonders packend ist es, daß der Dichter die „Hexe“ selbst und ihren Verlobten, Florizl, zeitbedingt als Christen, aber als aufrechte Deutsche, gestaltet hat. Dadurch entstehen tragische, seelische Konflikte, welche die Auswirkungen der christlichen Wahnlehren besonders deutlich zeigen. Das geistliche „Hexengericht“, in seiner kalten, berechnenden inquisitorischen Form und Tätigkeit geschildert, steht im empörenden Gegensatz zu den aufrechten, lebenswarm gezeichneten Gestalten, deren Leben und Lebensfreude es vernichtend zerstört.

Zu beziehen durch den gesamten Buchhandel, die Ludendorff-Buchhandlungen und Buchvertreter

---

Ludendorffs Verlag G. m. b. H., München 19